Nr. 10 Preis 10 Pfennige 3. Jahrgang

Kolonie und Heimat

in Wort und Bild

Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und durch die Post, jährlich 26 Nummern zum Preise von M. 2.60, halbjährlich M. 1.30 Einzelnummer 10 Pf. Erscheint vierzehntägig.

Unmittelbar d. Streifband vom Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften: Berlin W. 66, im Inlande einschl. Oesterr.-Ungarn u. der Kolonien: jährl. M. 3.90, halbjährl. M. 1.95, Einzelnummer 15 Pf., nach d. Auslande jährlich M. 5.20, halbjährl. M. 2.60, Einzelnummer 20 Pf.

Unabhängige koloniale Zeitschrift

Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft

„Kolonie und Heimat“ liegt auf sämtlichen Schiffen der folgenden Schiffahrtsgesellschaften auf:

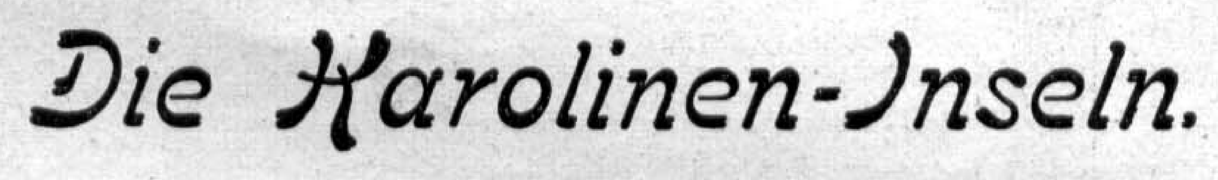
Berlin, 30. Januar 1910

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg
Woermann-Linie, Hamburg
Deutsche Ost-Afrika-Linie, Hamburg
Hamburg-Bremer-Afrika-Linie
Deutsche Levante-Linie, Hamburg
Hamburg-Südamerikan. Dampfschiff-fahrts-Gesellsch., Hamburg
Hugo & van Emmerik, Hamburg
Piehl & Fehling, Lübeck
Red Star Line, Antwerpen
Gustav Metzler, Stettin
Dampfschiffsges. J. F. Bräunlich, Stettin
Sartori & Berger, Kiel
Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Argo“, Bremen
A. Kirsten, Hamburg
Neue Dampfer-Compagnie, Stettin
Sächs.-Böhm. Dampfsch.-Ges., Dresden
Oesterreichischer Lloyd, Triest
Holland-Amerika-Linie, Rotterdam
The Royal Mail Steam Packet Company, London
The Nippon Yusen Kaisha-Line, London
Hallands Angbats Aktiebolag in Halmstad
Nya Rederi Aktiebolaget „Svea“ in Stockholm.

Inhalt:



Eingeborener aus Kpandu (Togo) mit Signaltrommeln.



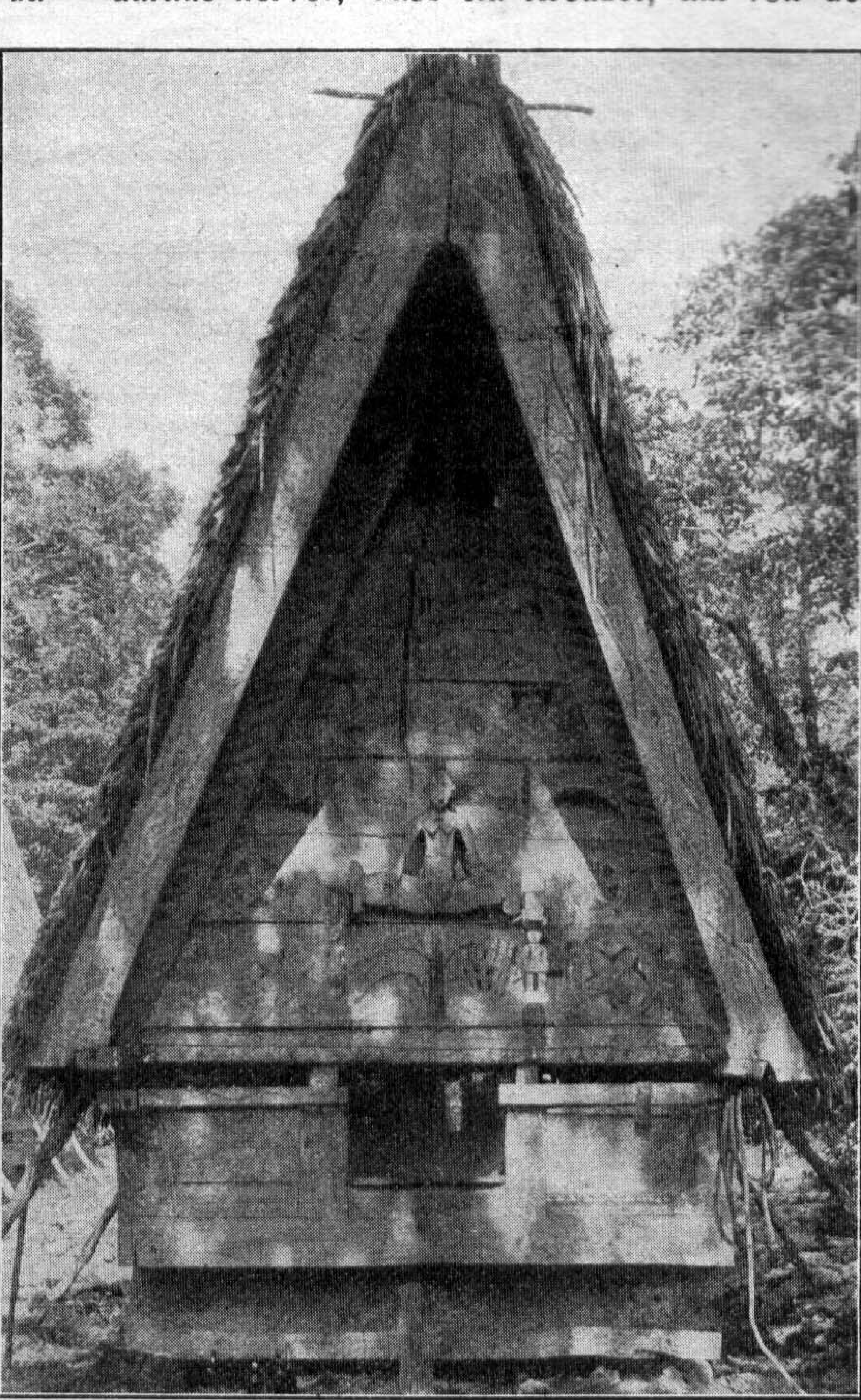
Die Karolinen-Inseln.

Binnensee auf einer Palau-Insel.

Im verflossenen Sommer waren zehn Jahre vergangen, seitdem das Deutsche Reich durch Vertrag mit Spanien in den Besitz der Karolinen-Inseln, einschliesslich der Palau und Marianen kam. Schon verhältnismässig früh hat aber diese Inselwelt in der kolonialen Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte eine Rolle gespielt, denn bereits im Jahre 1525 fand der Portugiese Diego del Roche einige Inseln der Gruppe, und 1543 entdeckte der spanische Seefahrer Alvaro de Saavedra die sogenannten Uluthi-Inseln. Ihren eigentlichen Namen, den sie heute noch führen, haben aber die Inseln erst im Jahre 1686 erhalten. Damals stiess der Spanier Franz Lazeano bei seinen Kreuzfahrten in der Südsee auf die Faranlip-Inseln, und gab ihnen den Namen Carolina, der schliesslich die allgemeine Bezeichnung für das gesamte Inselreich wurde. Die Spanier besuchten in der folgenden Zeit öfters die Inseln, und sie bestrebten sich auch, die Eingeborenen zu Christen zu machen, allein ihre Bemühungen waren vergeblich. Durch diese Misserfolge entmutigt, gaben sie die Kolonisierung der Karolinen-Inseln so gut wie ganz auf, und es dauerte nahezu 200 Jahre, bis die Aufmerksamkeit der Kolonialvölker erneut auf jenes Inselreich gelenkt wurde. Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts fingen die Forscher von neuem an, sich den Karolinen zuzuwenden. Es waren aber nicht etwa die Spanier, die ihr Interesse an der Aufschliessung jener Inselwelt bekundeten, sondern hauptsächlich deutsche Gelehrte, wie Semper und später Kubary, trugen durch ihre gründliche Forschungstätigkeit zur Erweiterung der Kenntnisse über die genannten Inseln bei. Als Deutschland in den achtziger Jahren in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, war es deshalb nur natürlich, dass es sein Augenmerk auch auf jene von einer fremden Kolonialmacht damals nicht in Anspruch genommene Inselwelt richtete. Am 24. August 1885 besetzte das deutsche Kanonenboot „Iltis" die in den Westkarolinen gelegene Insel Jap Jetzt besannen sich aber die Spanier plötzlich auf ihre älteren Anrechte auf die Karolinen. Sie erhoben gegen das Vorgehen Deutschlands einen lebhaften Protest. und es kam zur Anrufung eines Schiedsgerichts, das über den Streitfall urteilen sollte. Der Papst Leo XIII., dem das Schiedsrichteramt übertragen wurde, gab Spanien Recht und sprach ihm unter dem 22. Oktober 1885 die Oberhoheit über die gesamten Karolinen zu. Aber nur wenige Jahre sollte sich Spanien noch des Besitzes der schönen Inseln erfreuen, denn nach dem unglücklich verlaufenen Kriege mit Amerika, der mit der Vernichtung seiner ganzen Ueberseeflotte endete, sah sich das spanische Reich ausserstande, den Besitz in jenem weltentlegenen Inselreich weiter aufrecht zu erhalten. So bot sich für Deutschland eine günstige Gelegenheit, seinen Kolonialbesitz im Stillen Ozean friedlich weiter auszudehnen, denn die Spanier gingen auf den Vorschlag, die Inseln gegen eine angemessene Entschädigung abzutreten, bereitwillig ein. Wie schon eingangs erwähnt, fanden dann die Verhandlungen ihren Abschluss mit dem Vertrage vom 30. Juni 1899, durch den laut Artikel 1: Spanien die volle Landeshoheit über die Karolineninseln mit den Palau und den Marianen, die Insel Guam ausgenommen, und das Eigentum an diesen Inseln gegen eine auf 25 Millionen Pesetas festgesetzte Geldentschädigung an Deutschland abtrat.

Nachdem durch Allerhöchste Order vom 18. Juli 1899 die Schutzherrschaft über die Inseln erklärt worden war, wurde dort alsbald die deutsche Verwaltung eingerichtet. Das Gebiet wurde dem Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea unterstellt und in drei Bezirke, die Westkarolinen mit dem Sitze in Jap, die Ostkarolinen mit dem Sitze in Ponape und die Marianen mit Saipan als Hauptort der Lokalverwaltung eingeteilt.

Das gesamte Gebiet erstreckt sich nördlich vom Aequator bis zum 21. Breitegrad und dehnt sich von Osten nach Westen vom 131. bis 165 Grad östlicher Länge aus. Welche gewaltigen Entfernungen das bedeutet, geht daraus hervor, dass ein Kreuzer, um von den

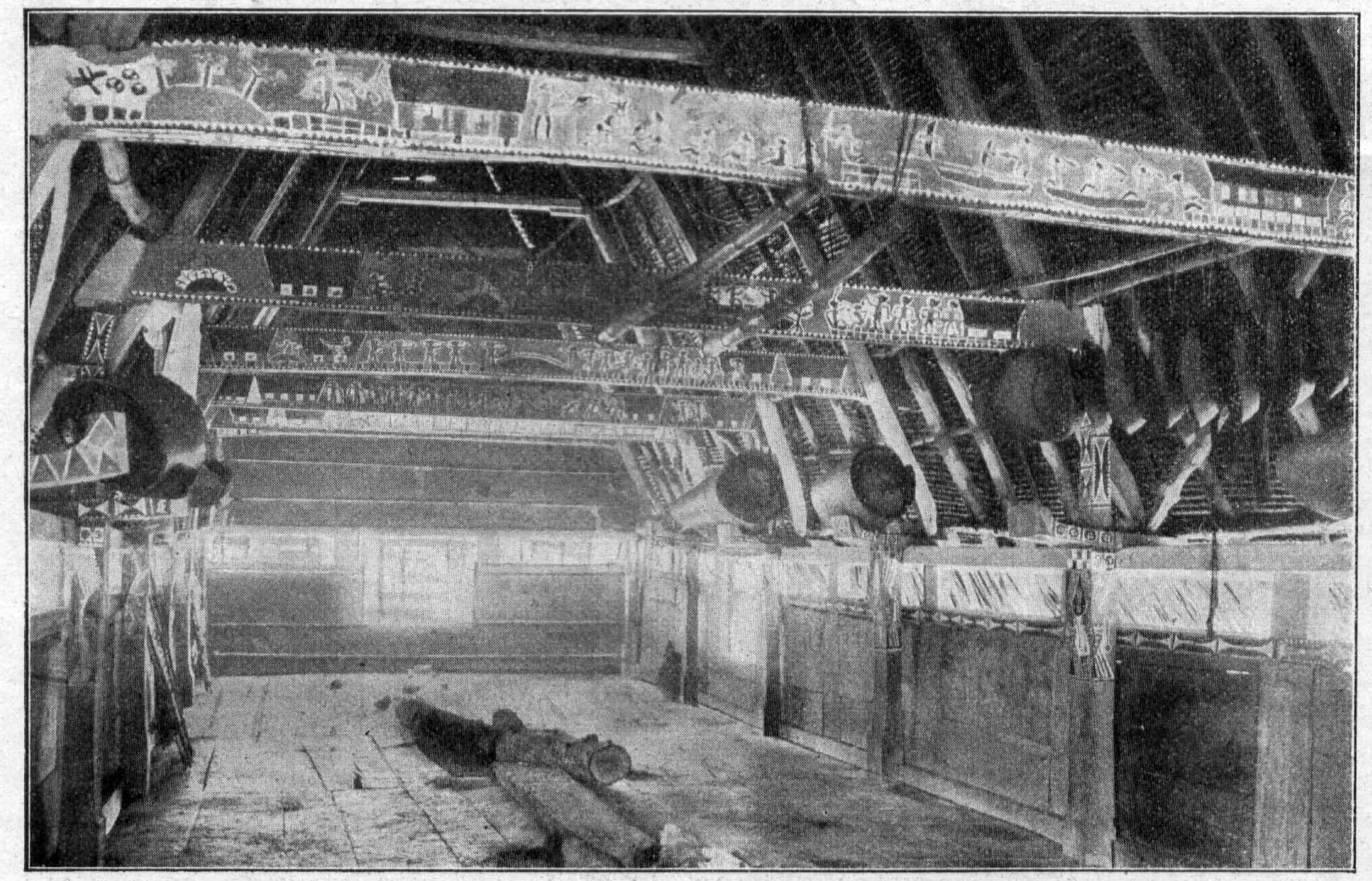


Klubhaus der Eingeborenen auf der Palau-Insel Angaur.

Inseln im äussersten Osten nach denen im äussersten Westen zu gelangen, ungefähr volle vier Tage ununterbrochen fahren muss.

Die gesamte Inselwelt ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Unter den Westkarolinen ist namentlich die sogenannte Palau-Gruppe zu erwähnen. Hier steigen die dichtbewaldeten, ewig grünenden Eilande wie Pilze aus den smaragdgrünen Lagunen hervor, und vielfach schliessen sich die Inseln so dicht aneinander an, dass man unwillkürlich an die norwegischen Fjords erinnert wird. Die Marianen bieten durch die oft steil ins Meer stürzenden Felsen und Vulkane gleichfalls grosse landschaftliche Reize, und in den Ostkarolinen ist namentlich auch Ponape zu nennen, das durch seine Berge und Schluchten, die von üppiger Vegetation prangen, und durch seine rauschenden Gebirgsbäche, die vielfach in Wasserfällen zu Tal stürzen, reiche Abwechslung gewährt. Endlich wird auch das prächtige Bild der Hafeneinfahrt nach der im äussersten Osten gelegenen Insel Kusaie, wo die steilen, zackigen Felsen fast unmittelbar aus dem Meere aufsteigen, auf jeden Reisenden, der einmal das Glück hatte, die „Smaragdeilande" der Südsee mit eigenen Augen zu sehen, einen bleibenden Eindruck machen.

Die Eingeborenen des Inselgebietes unterscheiden sich von denen Neu-Guineas erheblich. Während letztere einen ausgesprochenen Negertypus haben, gehören die Karoliner der mikronesischen, teilweise auch polynesischen Rasse an. Sie zeichnen sich durch ihre hell-



Blick in ein Eingeborenen-Klubhaus.

braune Hautfarbe aus und stehen auch im übrigen auf einer bedeutend höheren Kulturstufe als die Schwarzen im Bismarckarchipel oder in Kaiser-Wilhelms-Land. Allerdings haben sie auch mit den übrigen Südsee-Insulanern das gemein, dass sie einer regelmässigen, länger andauernden Arbeit abgeneigt sind, da eben auch ihnen die Natur alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, mühelos in den Schoss wirft. In den letzten Jahren ist das allerdings anders geworden. Ganze Inseln sind durch die so gefährlichen Taifune verwüstet worden und die so des Nötigsten beraubten Eingeborenen haben sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, durch Arbeit ihr Brot zu verdienen. So ist es gekommen, dass heute einige hundert Karoliner teils in den Phosphatlagern auf Nauru (Marshall-Inseln), teils in denjenigen auf Angaur (Palau-Inseln) arbeiten, ein Beweis, dass die eiserne Notwendigkeit auch selbst Südsee-Insulaner aus ihrem beschaulichen Schlaraffendasein aufzurütteln vermag.

Der hauptsächlichste Ausfuhrartikel ist die Kopra, der getrocknete Kern der Kokosnuss, die bei der Fabrikation von Fetten (Palmin), Oelen und Seifen die vielseitigste Verwendung in unsrer heimischen Industrie findet. Plantagenmässig wird die Erzeugung der Kopra allerdings nur in ganz geringem Umfange betrieben, da grössere Flächen Landes für diesen Zweck nur wenige zur Verfügung stehen und überdies auch die Taifungefahr solche Anlagen nicht sehr ratsam erscheinen lässt. Die von den Firmen angestellten Händler kaufen die Kopra meist gegen Tauschwaren von den Eingeborenen auf. Leider ist die Kopraproduktion aber durch die verheerenden Stürme und zum Teil auch infolge von Schädlingen, wie die Schildlaus, in den letzten Jahren erheblich zurückgegangen.


Klubhäuser der Palau-Insulaner.


Frauen von der Karolinen-Insel Fais.

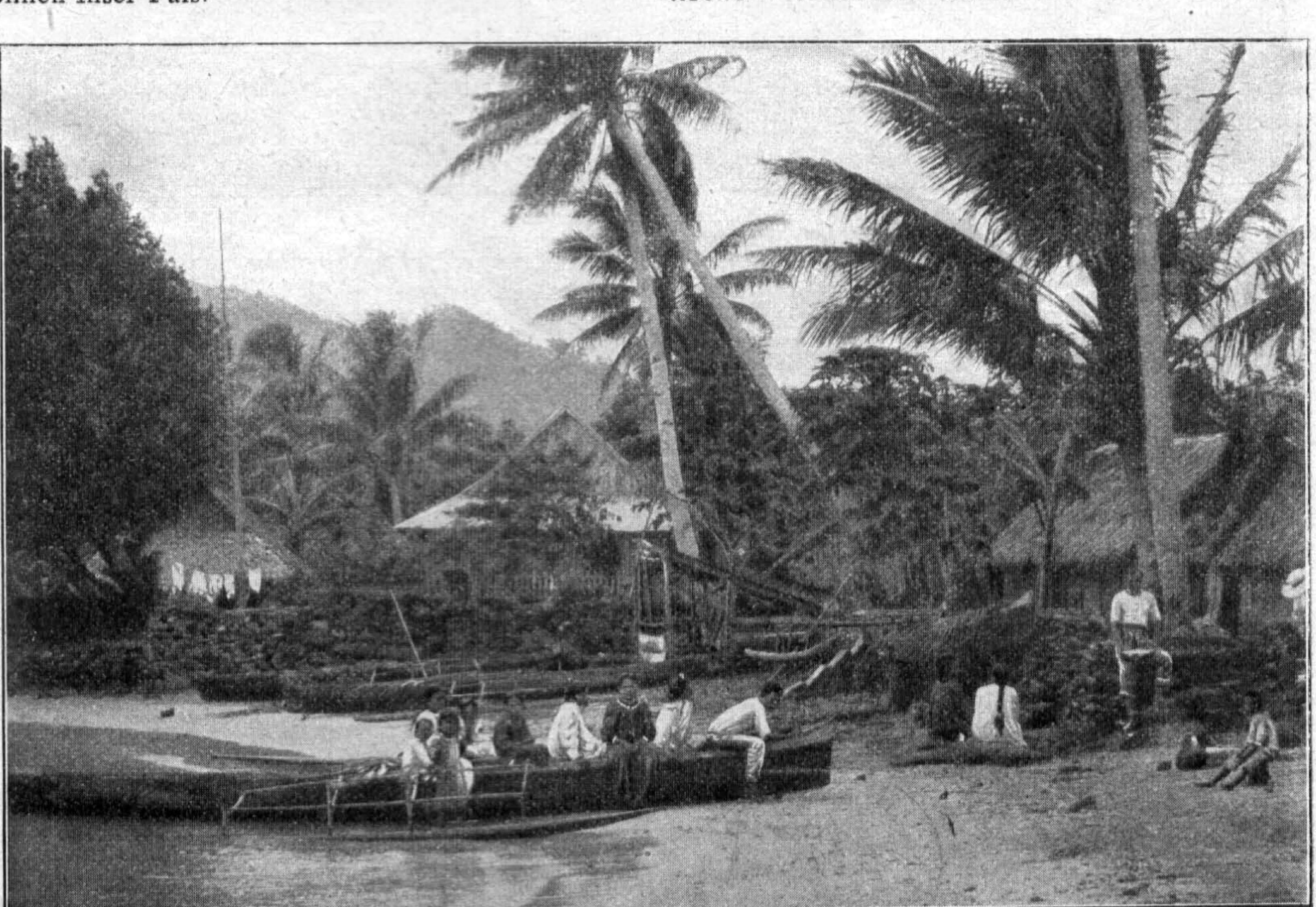
Neben der Kopra werden noch in geringen Mengen Perlschalen, Schildpatt und Steinnüsse ausgeführt. Neuerdings sind auf einigen Inseln gewaltige Phosphatlager gefunden worden, zu deren Ausbeutung sich auch bereits eine deutsche Gesellschaft gebildet hat.

Ausser der Kokospalme gedeihen auch andre tropische Gewächse wie Kaffee, Kakao, Manilahanf und dergl.; doch liegen auch hier bis jetzt nur Versuche in geringerem Umfange vor.

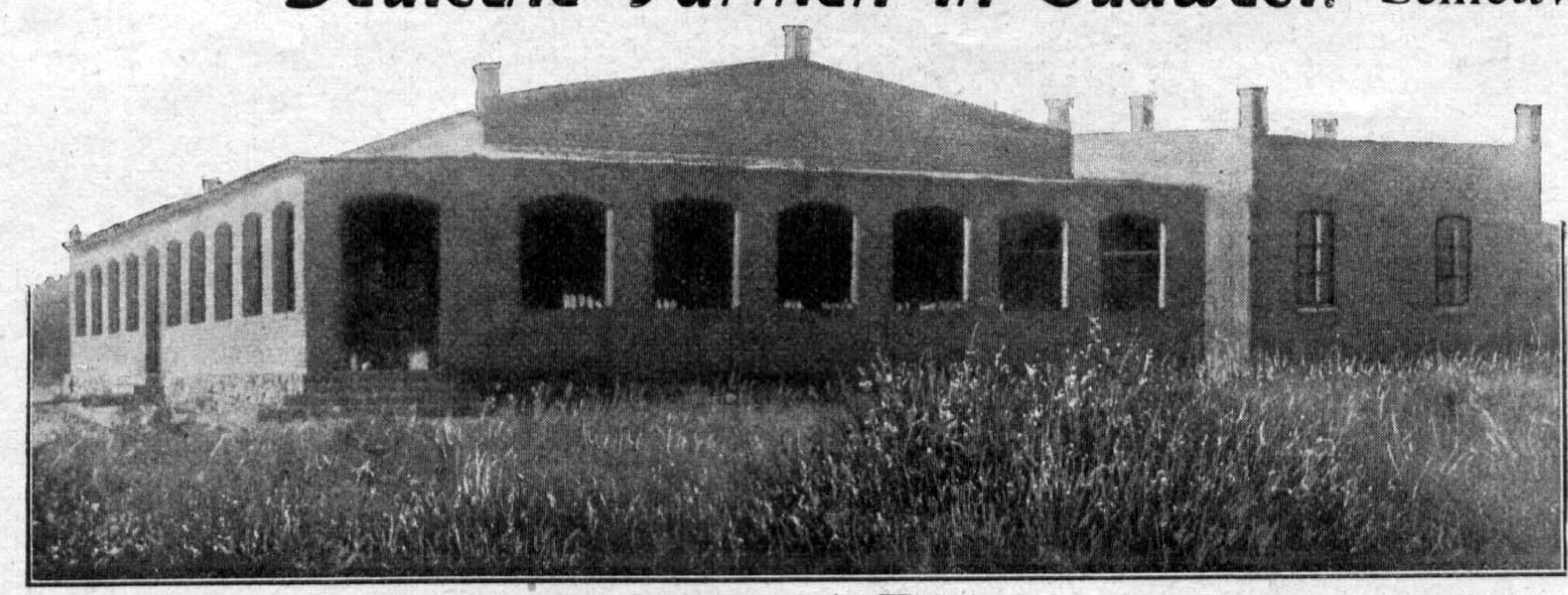
Viehwirtschaft besteht ebenfalls auf einzelnen Inseln, so namentlich in den Marianen. Allein angesichts der geringen Bevölkerung und der unzureichenden Verkehrsmittel kann sich deren Betrieb in grösserem Massstabe nicht lohnend gestalten. Dass aber das Vieh an sich gedeiht, beweisen die zahlreichen Herden wilder Rinder, Schweine, Ziegen und Hühner, die sich auf einzelnen Inseln der Marianengruppe noch heute vorfinden, und die von den dort seinerzeit von den Spaniern eingeführten Haustieren stammen.

Den Verkehr mit dem Inselgebiete vermittelt der Reichspostdampfer „Germania", der zwischen Sydney und Hongkong alle zwei Monate Pendelfahrten macht und auf diesen Reisen die sämtlichen wichtigeren Plätze vom äussersten Osten bis nach den Palau-Inseln im Westen anläuft. Neuerdings ist die Insel Jap, auf der die Kabel der deutsch-niederländischen Telegraphengesellschaft aus Menado (Borneo) und Shanghai, sowie aus Guam einmünden, auch Anlaufehafen für die regelmässig vierwöchentlich zwischen Australien, Neu-Guinea und Ostasien verkehrenden Dampfer des Norddeutschen Lloyd. Während also diese Insel sich sowohl einer Kabelverbindung wie auch eines dreiwöchigen Postverkehrs mit der Heimat erfreut, müssen sich die Bewohner der übrigen Eilande damit begnügen, sechsmal im Jahre mit der Aussenwelt in Berührung zu kommen.

Was das Klima anbelangt, so kann dasselbe im grossen und ganzen als recht gesund bezeichnet werden. Die gefährlichsten und verbreitetsten Tropenkrankheiten, wie Malaria und Schwarzwasserfieber, fehlen gänzlich, und die Dysenterie kommt nur an vereinzelten Plätzen vor, wo sie jedenfalls eingeschleppt wurde. Auf den Inseln herrscht ewiger Sommer, allein die fast ständig wehende Seebrise mildert, namentlich zur Zeit des Passates, die Hitze erheblich, sodass diese durchweg sehr gut ertragen wird. Es ähnelt in dieser Beziehung das Inselgebiet sehr der Kolonie Samoa, die gleichfalls günstige klimatische Verhältnisse aufzuweisen hat. *K. E.*


Strandleben auf der Karolinen-Insel Kussaie.

Deutsche Farmen in Südwest. Schlettweins Farm Otjitambi.



Das Schlettweinsche Wohnhaus.

Die Farmwirtschaft in unsrer südwestafrikanischen Kolonie entwickelt sich in sehr erfreulicher Weise, und die durch den Aufstand nahezu vernichteten Viehherden sind neuerstanden, sogar in veredelter Form. Denn unsre deutschen Farmer haben weder Mühe noch Kosten gescheut, um durch Kreuzungen der einheimischen Rinder mit edlen europäischen Viehrassen eine Mischrasse von grösserem Nutzwert zu erzielen und auch den Wert ihres Farmlandes durch Wassererschliessung und Bau von Staudämmen zu erhöhen.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Leben und der Arbeit des südwestafrikanischen Ansiedlers zu geben, wollen wir in nächster Zeit eine Reihe von bekannten Farmen in Wort und Bild vorführen. Zuerst Otjitambi, eine der Besitzungen unsres Mitarbeiters Schlettwein.

Otjitambi liegt im Bezirk Outjo im Norden der Kolonie, hat eine starke warme Quelle und vorzügliche Süssgrasweide. Die Farm wurde im Jahre 1903 in Grösse von 10000 ha durch den Besitzer Carl Schlettwein vom Landes-Fiskus erworben.

Das in Abbildung 1 wiedergegebene Wohnhaus wurde in den Jahren 1908—09 aus etwa 100000 auf der Farm hergestellten und im Feldofen gebrannten Ziegeln durch den Bauunternehmer Fritz Woost erbaut.

Abbildung 4 zeigt den Ende 1908 erbauten Staudamm nach seiner Füllung in der Regenzeit. Das Staubecken ist etwa 200 Meter lang und ebenso breit, an der tiefsten Stelle $2\frac{1}{2}$ m tief. Das unterhalb und oberhalb gelegene Gelände wird im nächsten Jahre in Kultur genommen und mit Mais, Luzerne bebaut, teilweise auch aufgeforstet werden.

Abbildung 2 zeigt die auf der Farm gezogene schwarzbunte Holländer Halbblut-Herde. Von drei in Mecklenburg und Pommern angekauften Bullen ging der eine bald ein, die beiden andern akklimatisierten sich vorzüglich. Es ist jetzt bereits eine stattliche Herde von 150 Muttertieren vorhanden. Die erzielten Halbbluttiere zeichnen sich durch bessere fleischigere Körperformen bedeutend vor den Tieren des Landes aus, sie sind dabei genau so anspruchslos, wie diese. Dank dem Umstand, dass jede 100 Pfund, die der Züchter seinen Schlachtochsen mehr geben kann, Reingewinn für ihn bedeuten, wird die Veredlungszucht durch ihre Resultate bald die heutigen Gegner verstummen lassen. Gerade anspruchslos aufgezogene Holländer werden sich mehr und mehr das Feld erobern.



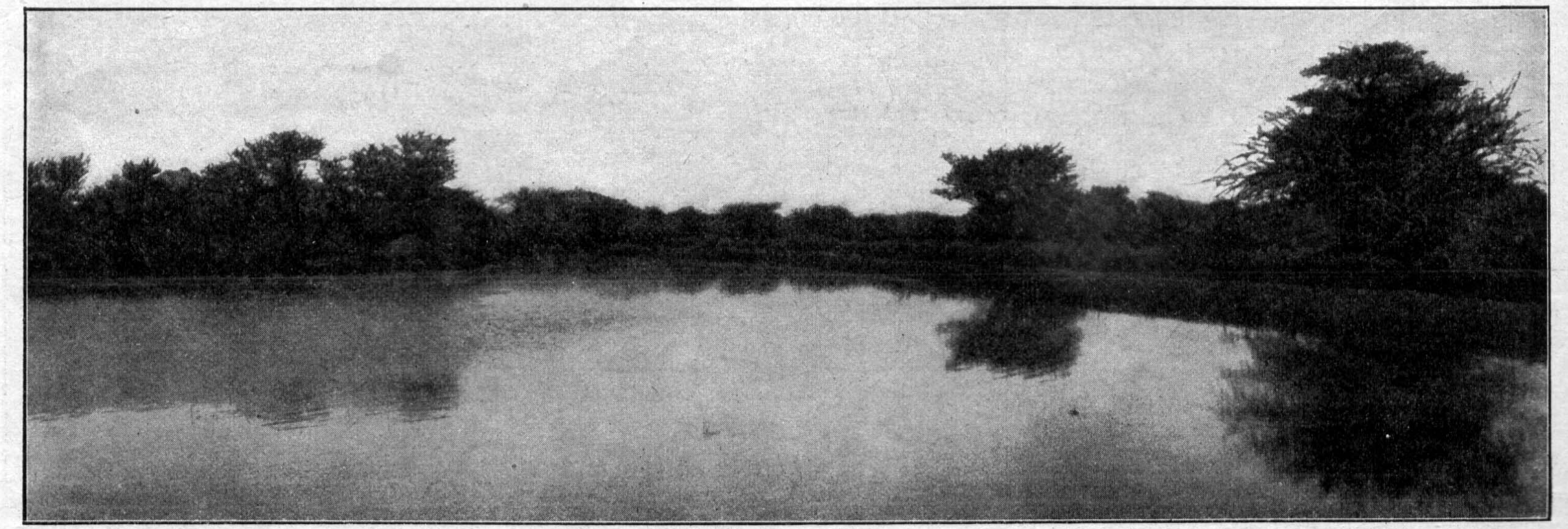
Vieh an der Tränke.

Auf Bild 3 sehen wir eine Herde Schweine am Wasser.

Der Schweinezucht kann ja gar keine grosse Bedeutung für die Kolonie zugesprochen werden. Es ist aber eine nette Abwechslung, wenn in der kalten Zeit Schweinefleisch auf dem Tische erscheint, zum Teil in Form von Wurst, Speck und Schinken. Die Schweinezucht als Nebenbetrieb hat zugleich den Vorteil, dass vorläufig möglichst wenig Rindvieh für den Eigenbedarf geschlachtet zu werden braucht. Und je schneller der Viehbestand wächst, desto früher gestaltet sich der Farmbetrieb gewinnbringend.



Schweineherde.



Der Staudamm.

Bilder vom Bahnbau in Togo.

Die Arbeiten an der Linie Lome—Atakpame.



Wohnung eines Bauleiters.

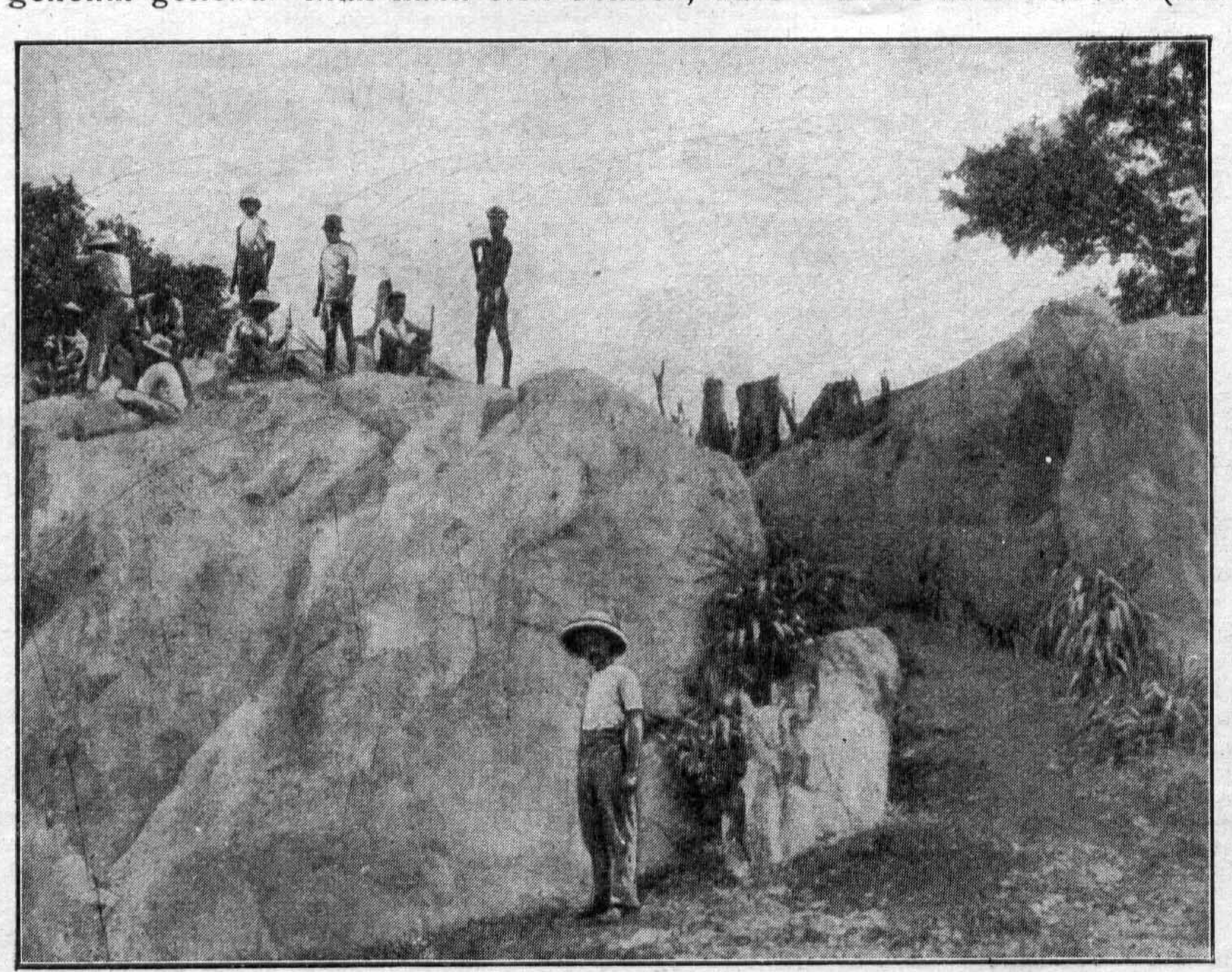
Vor wenigen Jahren noch haftete dem Eisenbahnbau in unsern Kolonien fast etwas Abenteuerliches an und das war auch kein Wunder. Hatten wir doch bis dahin nur die kleine Usambarabahn in Ostafrika gebaut, und zwar unter den allergrössten Schwierigkeiten, und verfügten nur über sehr wenig Erfahrung im kolonialen Eisenbahnbau. Die südwestafrikanische „Staatsbahn" von Swakopmund nach Windhuk zählt nicht mit, denn sie war gewissermassen nur eine Notbahn, mit primitivsten Mitteln von Eisenbahntruppen erbaut. Mittlerweile haben wir in dieser Hinsicht sehr viel gelernt. Unter dem Eindruck des Krieges in Südwestafrika hat man in Deutschland die Notwendigkeit von Eisenbahnen in den Kolonien begriffen und der Bau von Kolonialbahnen ist jetzt etwas beinahe Alltägliches. Tausende von Kilometern sind inzwischen fertig geworden oder im Bau begriffen und Hunderte von deutschen Technikern haben ihre Kunst im schwarzen Erdteil mit Erfolg versucht.

Trotzdem ist die Sache noch lange nicht so einfach, wie hierzulande, das lassen unsre Bilder ahnen, die einige Szenen vom Eisenbahnbau in Togo veranschaulichen. Vor allem ist es das Klima, das unsern deutschen Technikern die Arbeit erschwert. Dazu kommt die Unzulänglichkeit des Arbeitermaterials. Denn der Neger steht natürlich hinter dem europäischen Arbeiter hinsichtlich des Verständnisses für seine Arbeit und hinsichtlich der Leistungsfähigkeit weit zurück. Auch macht sich vielfach der Wassermangel unangenehm geltend. Man kann sich denken, dass es für den Fortgang der Arbeiten sehr störend ist, wenn das Trinkwasser, wie dies auch in Togo allzuhäufig der Fall ist, von weither zugeführt oder erst durch Brunnenbohrungen beschafft werden muss.

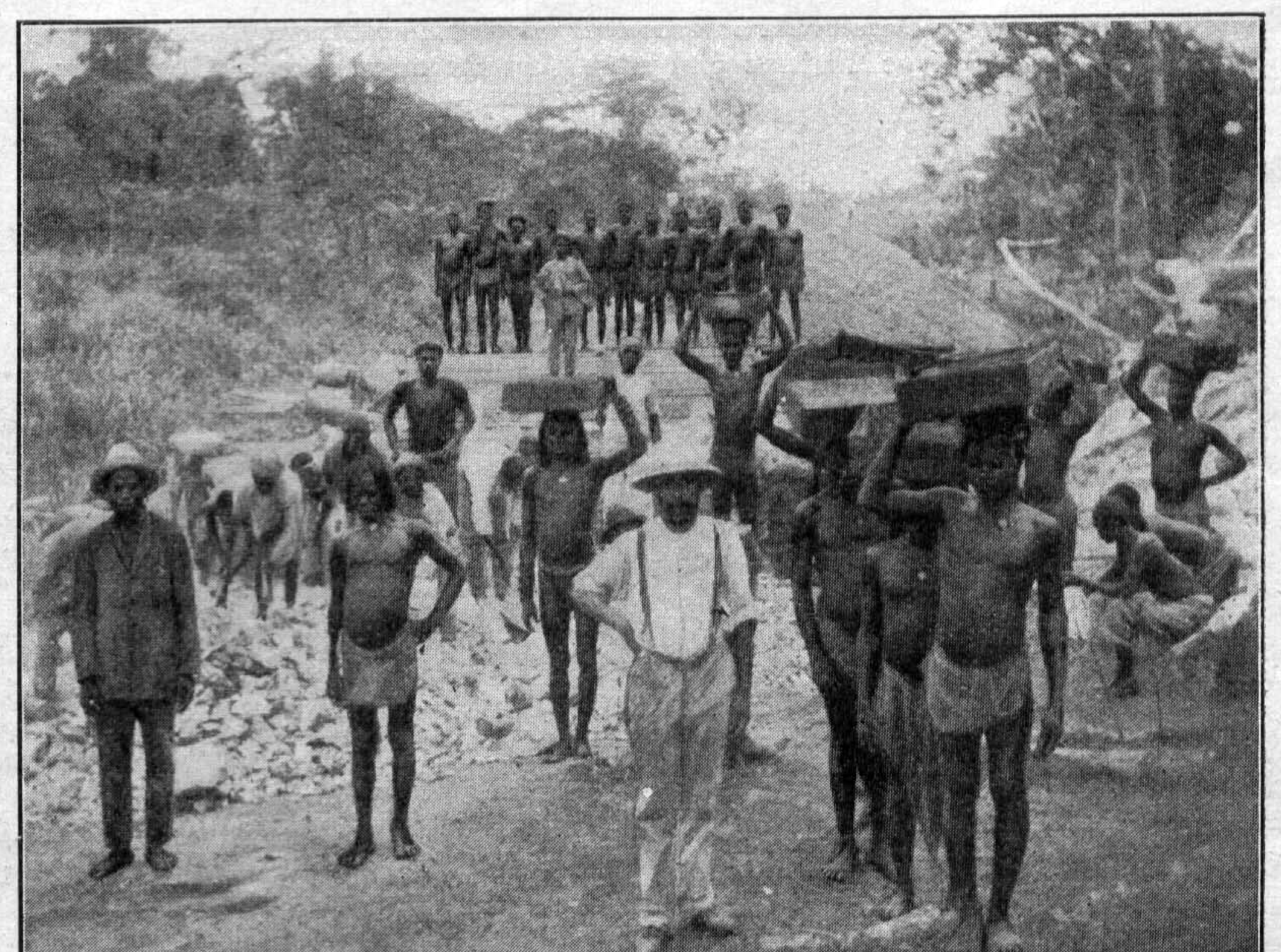
Vorstrecken des Bahngeleises.

Bis jetzt haben wir in Togo eine etwa 45 Kilometer lange Küstenbahn von der Hauptstadt Lome nach Anecho (früher Klein-Popo) und die Inlandbahn Lome—Palime, die den Plantagenbezirk Misahöhe erschliesst und etwa 125 Kilometer lang ist. Gegenwärtig ist die Inlandbahn von Lome nach Atakpame, dem wichtigsten Platz im Hinterland, in Arbeit. Wie die bereits vorhandenen Bahnen und ein Teil derjenigen von Ostafrika, Südwestafrika und Kamerun, so wird auch die Bahn nach Atakpame von der bewährten Eisenbahnbaufirma Lenz & Co. in Berlin gebaut.

Durch die neue Linie soll die Nutzbarmachung eines landwirtschaftlich aussichtsvollen Gebiets ermöglicht werden. Das kolonialwirtschaftliche Komitee hat in dieser Richtung bereits wesentlich vorgearbeitet. Von ihm ist vor mehreren Jahren in Nuatjä eine Ackerbauschule für Schwarze ins Leben gerufen worden, die jetzt die Regierung übernommen hat. Dort sollen intelligente Eingeborene in der Pflugkultur, an Stelle der ursprünglichen Hackkultur, unterrichtet und namentlich zum Anbau von Baumwolle angeleitet werden. Die wirtschaftliche Wirkung der andern kleinen Eisenbahnen in Togo ist bereits so überraschend, dass an der Zukunft der Bahn nach Atakpame nicht gezweifelt werden kann. Die Arbeit unsrer deutschen Techniker, mag sie auch mühe- und gefahrvoll sein, ist nicht umsonst, sondern wird der Kolonie und damit dem Mutterland Segen bringen.



Beim Felssprengen.



Brückenbau.

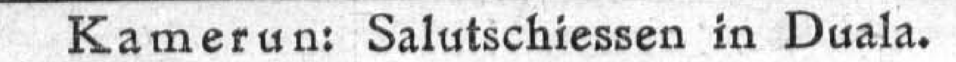
Kaisers Geburtstag in den Kolonien.

Kiautschou: Deutsche Schiffe im Hafen von Tsingtau, zur Feier von Kaisers Geburtstag beflaggt.

Der 27. Januar im Innern von Deutsch-Ostafrika.

Das grosse Wecken vom Turm der Kompagnieboma, mit welchem der Geburtstag unsres Landesherrn für uns beginnt, war verklungen und sofort begann der Lärm und Spektakel auf den Strassen, ohne den der Neger keine Arbeit verrichten, aber auch kein Fest begehen kann. Schon an den beiden vorhergehenden Tagen waren die Leute in Einbäumen über den Victoriasee und über Land zusammengeströmt, um den Tag als getreue Untertanen am Sitz des Bezirksamtes mitzufeiern. Es war eine bunte Gesellschaft, die in grösseren und kleineren Trupps singend und trompetend die Strassen durchzog. Jeder einzelne hatte ein Bündel mit Lebensmitteln bei sich, welche er mit ihren Kalabassen, eisernen und tönernen Kochgefässen und den geschnitzten Holzlöffeln an einen Stock gebunden, über der Schulter trug. Selbst Hühner wurden zu sechs bis acht Stück, an den Füssen zusammen gebunden, daran befestigt. Die Wohlhabenderen zerrten wohl auch einen Hammel oder eine Ziege an einem Strick hinter sich her oder hatten sie sich um den Nacken gelegt.

Auch auf dem vor unserem Hause befindlichen Platze, auf welchem sich noch das Bezirksamtsgebäude und die Gerichtshalle, hier Schaurihalle genannt, befinden, wurde es lebendig. Unter Aufsicht der deutschen und farbigen Unteroffiziere wurden die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude mit grossen und kleinen Fahnen und breiten Palmenwedeln geschmückt. Neugierig Umschau haltend, gingen die Farbigen in den Strassen umher. Als das Schlagen der grossen Stations-Ngoma (Trommel) auf dem Markte erscholl, welche die Europäer und Farbigen zur Bezirksamtsfeier einlud, strahlte herrlichstes „Hohenzollernwetter" über dem See. Die Boma der Kompagnie, mit kleinen Fähnchen und Palmwedeln geschmückt, einer grossen wehenden Flagge auf dem vordersten Turm, sah sehr malerisch aus. Auf dem Markte waren die Polizeiaskari aufgestellt, davor die Unteroffiziere, während Araber, Inder, Griechen, Italiener und die übrigen Farbigen in verschiedenen Gruppen auf dem Platze verteilt standen. Als die Europäer versammelt waren, der Stationschef das Hoch auf den Kaiser ausgebracht hatte, die Parade der Askari abgenommen war, sang eine schwarze Kinderschar unter Leitung eines Suahelilehrers das Lied „Heil Dir im Siegerkranz" in so ohrenzerreissender Weise, dass ein Hund, dessen Gehörsnerven das zu viel war, sich veranlasst sah, in Klagelaute auszubrechen. Nach Beendigung der Feier wurde in einer Trinkhalle ein Frühschoppen abgehalten, der nur von kurzer Dauer war, da die verschiedenen Mittagstische riefen.



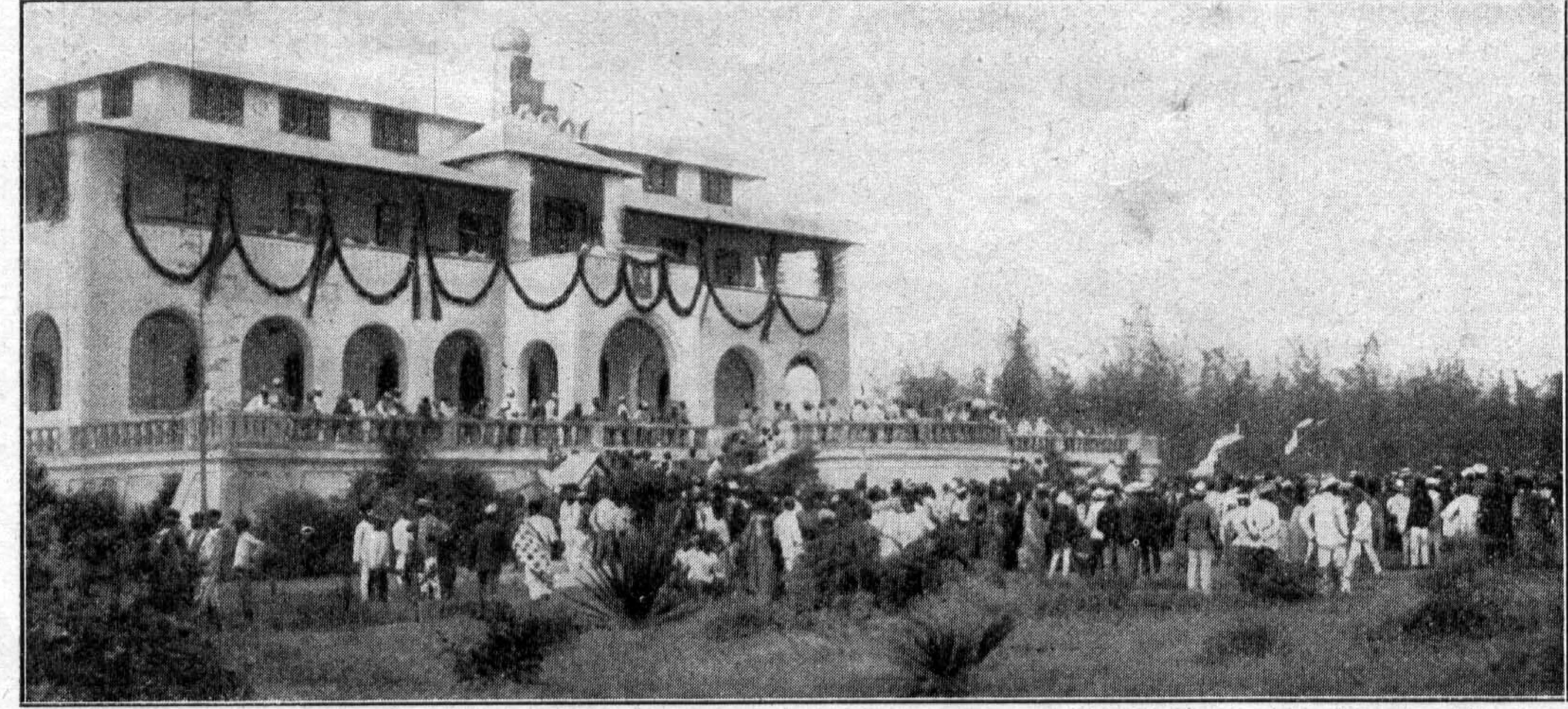
Kamerun: Salutschiessen in Duala.

Auch die Sultane mit ihren Leuten, die Askari und Dolmetscher waren zu ihrem Festmahl geeilt, welches ihnen vom Bezirksamt in Gestalt von Reis, mehreren Ochsen und Pombe (Eingeborenenbier) verabreicht wurde.

Um 4 Uhr begannen die Festspiele auf dem Marktplatz, bei denen namentlich die Jugend ihre Künste zeigen sollte.

Den Beginn bildete ein Wettrudern Erwachsener in Einbäumen. Mit einer Schnelligkeit, die man den Negern bei ihrer sonstigen Gemächlichkeit nicht zutraut, arbeiteten sie sich mit ihren primitiven Rudern in gleichmässigem Takte vorwärts. Schlag folgte auf Schlag, immer geschwinder tauchten die Ruder auf und nieder, immer hastiger wurde das Vor- und Rückwärtsbeugen des Körpers unter den anfeuernden Rufen der Bootsführer und des Publikums, je näher sie dem Ziele kamen.

Wir Europäer beobachteten das Rennen vom Pier aus, wo sich in einiger Entfernung auch der Wali (Bürgermeister), ein Araber, mit seinen



Togo: Kaisers Geburtstag in Lome vor dem Gouvernement.



Kamerun: Kanurennen der Eingeborenen in Edea.



Ostafrika: Wettrudern auf dem Victoriasee in Muansa.

Stammesgenossen und die Sultane zusammengefunden hatten, um sich dieses seltene Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Mehrere Sultane, deren Dörfer wir kurz vorher auf einer Reise passiert hatten, begrüssten uns mit strahlenden Gesichtern. Unten am Strande wimmelte es von Farbigen, dazwischen kokettierten Wasuaheliweiber in bunten Kangas — bedruckten Tüchern — die in allen Farben und Mustern vertreten waren. Die drei Sieger der Ruderfahrt, die mit 5, 3 und 1 Rp. belohnt wurden, waren sämtlich Leute aus Ukerewe, einem benachbarten Platz am See.

Auf einen durch Fahnentuch abgegrenzten, langgestreckten Platz kam die Jugend zu ihrem Rechte. Auf einem Tische waren Geschenke aufgestapelt, die als Preise zu erringen waren. Draussen drängte sich eine dichte Zuschauermenge, die selbst am liebsten dieser in billigen farbigen und weissen Stoffen, Tabak, kleinen Spiegeln, Bonbons, Seife, Perlenketten, Mützen, Streichhölzern, bestehenden Kostbarkeiten sich bemächtigt hätte. In der Mitte vor uns erhob sich eine lange Stange mit einem flachen Kreuz darauf, an welchem ebenfalls eine Unmenge der vorerwähnten Dinge lustig im Winde flatterten und von den Negern herunter geholt werden sollten. Kaum war die Stange frei, als fünf bis sechs Jungens auf einmal sie zu erklimmen versuchten, bis einer die Uebermacht gewann, indem er die anderen überkletterte. Oft war der Kampf am unteren Ende schon so hart, dass die Kräfte auf dem halben Ziel erschöpft waren. Sehr drollig sah es aus, als drei Jungen zu gleicher Zeit ihr Heil versuchten, auch wacker vorwärts kamen, bis der oberste plötzlich ins Gleiten geriet, und die unter ihm arbeitenden unaufhaltsam mit sich riss, was diese in nicht gelinde Wut versetzte. Bald war das Kreuz geplündert und wir wendeten uns anderen Spielen zu. Eine Schar kleiner, fast unbekleideter Mädchen kam gerade mit Wasserschalen auf den Köpfen in eiligem Lauf daher gestürmt, über und über von dem nassen Element überrieselt. Als die zweite Gruppe am Tische anlangte, griff die vermeintliche Siegerin mit solcher Habgier in das vor ihr aufgeschichtete Paket, dass sie mehrere Tücher auf einmal griff und damit das Weite suchen wollte. Sie hatte aber die Rechnung ohne den leitenden Unteroffizier gemacht. Dieser nahm ihr zu ihrer Empörung die Sachen wieder ab, weil sie, um ihre Gefährtinnen zu überlisten, ihre Wasserschale während des Laufens entleert und sie in der Hand getragen hatte. Nun folgten sackhüpfende Jungen, von denen sich auch wieder einer des unlauteren Wettbewerbs schuldig machte; er war durch den Boden des Sacks getreten, sodass er die andern um eine beträchtliche Länge schlug. Aber auch er musste sich ohne Preis trollen. Nun suchten kleine Knaben und Mädchen auf den Knien liegend, aus einer am Boden stehenden mit Mehl gefüllten Korbschale mit dem Munde kleine Geldstücke herauszuholen. Schnuppernd gruben sie ihre runden Gesichter in den Korb hinein, um prustend, kauend und schluckend sich wieder empor zu richten, wenn sie etwas erbeutet hatten, und dann schnell sich von neuem auf die Suche zu begeben. Die bemehlten Gesichter sahen so drollig aus, dass man aus dem Lachen nicht heraus kam.

Schliesslich sollten unter eine Anzahl von Kindern noch Kupfermünzen verteilt werden. Kaum hatte das Volk die Hellersäckchen erkannt, so stand eine dichte lebendige Mauer von Grossen und Kleinen vor uns, die nicht vor, noch rückwärts wich. Weder das Drohen des Askari, noch vernünftiges Zureden konnte die Horde bewegen, den Kleinen das Feld zu räumen. Schliesslich warfen wir ein paar

Neu-Guinea: Kaisers Geburtstag in Stephansort.



Kamerun: Gouverneur Seitz bei der Parade in Soppo.



Togo: Der „König" von Ho mit seinem Gefolge bei Kaisers Geburtstag in Lome.

Münzen weit über ihre Köpfe hinweg, um uns etwas Luft zu schaffen. Im Nu stürzte der Haufe schreiend, stossend und drängend darauf und balgte sich am Boden um die bald hier, bald dorthin fliegenden Geldstücke. Nur der etwa 10jährige schreib- und lesekundige Postboy hielt es in seiner Uniform für unter seiner Würde, sich daran zu beteiligen.



Ostafrika: Wanyemaweiber im Tanzschmuck.

Aber auch die Erwachsenen wollten ihre Künste zeigen und zwar in Form der bei den Negern so beliebten Tänze. Die erste Ngoma (das Wort bedeutet Trommel oder Tanz) gehörte den Leuten des Sultans Mwanamwezi (Herr des Mondes) von Muansa. Die Ngoma (in diesem Falle „der Tanz") wirkte sehr komisch. Inmitten eines Kranzes geputzter Männer und Weiber bearbeitete ein Neger eine grosse Trommel (Ngoma) mit den Händen, während zwei andere auf wunderlichen Blasinstrumenten nicht unmelodische Töne hervorstiessen. Die Trompete gen Himmel gerichtet, sich bald nach rechts, bald nach links wendend, entlockten sie dem Instrument stundenlang 3—4 Töne immer in derselben Reihenfolge. Sultan Mwanamwezi in schmutzigem Khakianzug mit hohen Stiefeln — seines Arabermantels hatte er sich schon entledigt — tanzte in total betrunkenem Zustande wie ein täppischer Bär in der Mitte des Kreises umher, indem er von einem Bein aufs andere sprang und sich wie ein Kreisel drehte. Viele Tänzer hatten sich mit zu Ringen zusammen gebogenen, längs gespaltenen Straussenfedern geschmückt, die als Arm-, Bein- und Fusschmuck Verwendung fanden. Ganze Schurzfelle aus Straussenfedern umschlossen ihre Hüften, eine lange Feder stand aufrecht am Kopfe in die Höhe, Bogen, Köcher und Pfeile hatten sie sich umgehängt. Dicke Reihen bunter Glasperlen und Muschelketten trugen sie um den Hals. Ein paar Mädchen hatten lange gestickte Perlenbänder am Rücken herunter hängen. Als ich solch ein Band in die Hand nahm, um mir die geschickte Arbeit anzusehen, drehte sich die Kleine ängstlich um in der Annahme, es verloren zu haben. Eine Weile neckte ich sie, was den Umstehenden viel Vergnügen bereitete, bis ihr ein Mitleidiger auf die Spur half. Die Art des Tanzes war wenig anmutend. Ein paar vor uns stehende, fast unbekleidete Jungen, die sich aber besonders reich mit Feder- und Perlenschmuck behängt hatten, fühlten sich veranlasst, uns Europäern zu Ehren ihre ganzen Kräfte beim Tanzen anzuspannen. Je länger sie tanzten, um so heftiger wurden die Verrenkungen. Der ganze Körper schütterte und zuckte, die Muskeln pressten sich gewaltsam heraus, so dass der Schweiss in dicken Perlen herunterlief und die Tanzenden einen äusserst unästhetischen Anblick boten. Die Augen quollen förmlich aus dem Kopfe heraus, die Augäpfel verdrehten sich; plötzlich kniete einer vor meinem Begleiter nieder und, die eine Hand auf dessen Fuss legend, streckte er ihm, die Blicke bittend zu ihm emporgerichtet, die andere zum Empfange eines Backschisch entgegen.

Die Wasuaheli-Ngoma, von nur wenigen Jungen getanzt, war sehr langweilig. Lauter schlecht angezogene, unsaubere Jungen führten, von ihren besseren Stammesgenossen mit Missachtung betrachtet, allerlei plumpe Bewegungen aus.

Bei weiterer Umschau stiessen wir auf die Ukerewe-Ngoma, die sehr nett war. Die grosse Trommel war schön geschnitzt und wurde von einem Neger unter breitem, nicht unschönem Gesang in gleichmässigem Rhythmus geschlagen und im Kreis der Tanzenden herumgerollt. Die Tänzer bewegten sich im Kreise vorwärts, während sie sich singend um ihre eigene Achse drehten.

Bei den Wabischaleuten tanzte ein grosser Mann mit einem ebensolchen Weib nebeneinander. Auf dem Kopfe trugen sie einen kurzen Straussenfederkranz, der einem Büschel glich; die Körper waren in bunte Tücher und Felle phantastisch eingehüllt, und ihre Gesichter hatten sie rot angestrichen. Nach dem Takte eines Ngoma führten die beiden inmitten eines grossen Zuschauerkreises die wildesten Tänze aus. Der Mann schwang dabei vor dem Weibe einen Stock, während sie drohend mit der Streitaxt in der Luft umher fuchtelte — ein modernes Weib, welches den Kampf um die Gleichberechtigung mit dem Manne auszufechten im Begriff steht, konnte man meinen.

Und nun zum Schluss zum Tanze der Wanyema. Er wird nur von Frauen auch nach einer Trommel getanzt, die ein Neger zwischen den Beinen hält und unter gellendem Gesang bearbeitet. Dieselben Töne wie der Mann stossen die sämtlichen beteiligten Weiber aus. Eine Gruppe nur, in Kangas gehüllte Frauen, die etwas abseits innerhalb des Halbkreises der Tanzenden standen, rührten eine Klapper, eine aus feinem Korbgeflecht gearbeitete, unten geschlossene Glocke, in der sich ein paar Erbsen befanden. Die Tänzerinnen hatten ihre Gesichter dick mit Mehl bestäubt, so dass sie mit ihrem indianerhaften, aus kostbaren Straussenfedern bestehenden Kopfputz grauenhaft anzusehen waren. Die Totenmasken gleichenden Gesichter wirkten noch abschreckender, als ihre Besitzerinnen in der Leidenschaft des Tanzes die Augen rollten, und der unter der Bemalung wie ein roter Strich erscheinende Mund sich zum Singen öffnete und dabei nicht einmal ein schönes Gebiss zeigte. Auch ihre Tanzbewegungen, die sie nur mit dem vorgestreckten Unterkörper ausüben, sind sehr unschön.

Mittlerweile war es 6 Uhr geworden. Man war sehensmüde und kehrte zu kurzer Rast nach Haus zurück. Auf unserm Heimwege erhaschten wir noch die letzten zerfliessenden Glutstreifen der versunkenen Sonne.

G. Schelle.

Mitteilungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft

Geschäftsstelle: Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 134.

Entsendung von Frauen und Mädchen nach Südwest.

Es sind im Publikum noch vielfach irrige Ansichten darüber verbreitet, welchen Anteil an der Entsendung von Frauen und Mädchen nach Südwestafrika der Frauenbund und die Deutsche Kolonialgesellschaft hat. Zurzeit wird folgendermassen verfahren: die Gesuche um freie Ueberfahrt in der dritten Schiffsklasse oder um einen Reisezuschuss von 150 Mk. zur zweiten Schiffsklasse von Hamburg nach Swakopmund und Lüderitzbucht für Ehefrauen, Bräute, Schwestern, Töchter und andere weibliche Familienangehörige von Personen, die in Deutsch-Südwestafrika ansässig sind, sind an die Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Schellingstr. 4 zu richten, von welcher sie bearbeitet werden. Die Antragsteller haben eine Bescheinigung des Reichs-Kolonialamts, des Kaiserlichen Gouvernements oder des zuständigen Bezirks- bezw. Distriktsamts darüber beizubringen, dass sie in der Lage sind, ihre Angehörigen bei sich aufzunehmen, ihnen Unterhalt zu gewähren, und dass begründete Aussicht für ihr dauerndes Verbleiben im Schutzgebiet vorhanden ist. Die Gesuche derjenigen weiblichen Personen, die im Schutzgebiet in Dienststellung zu treten beabsichtigen, sind an den Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 134 zu richten. Dienstherrschaften, welche die Heraussendung von Dienstmädchen wünschen, haben ebenfalls eine amtliche befürwortende Bescheinigung, wie oben erwähnt, beizubringen. Dem Frauenbund erwachsen aus der Bearbeitung dieser Gesuche und der sorgfältigen Auswahl geeigneter Personen grosse Arbeit und erhebliche Kosten, die von den Mitgliedern des Frauenbundes aufgebracht werden. Bei der Auswahl der Mädchen wird die Leitung des Bundes durch die Abteilungen, zurzeit 52, innerhalb des Deutschen Reiches unterstützt. Die reinen Kosten für die Ueberfahrt stammen in beiden Fällen, sowohl bei den Familienangehörigen als auch bei den in Stellung gehenden Personen aus Mitteln, welche dem Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft S. H. dem Herzog Johann Albrecht zur Verfügung gestellt sind.

Der Frauenbund richtet zurzeit seine ganze Kraft in erster Linie darauf, das Heimatshaus in Keetmanshoop zur Tat werden zu lassen, welches seiner Arbeit einen festen Rückhalt und eine mächtige Förderung verschaffen soll.

Die Vorsitzende
gez. Freifrau v. Richthofen.

An unsere Mitglieder.

Wir bitten höflichst bei Geldsendungen das Postbestellgeld (5 Pf.) hinzuzufügen und auf dem Abschnitt die Bestimmung der Sendung (Mitgliedsbeitrag, Keetmanshoop usw.) anzugeben. gez. Frau Ina Le Mang, stellvertr. Schatzmeisterin.

An die Abteilungen.

Das Protokoll der ausserordentlichen Hauptversammlung des Frauenbundes in Magdeburg am 15. November 1909 wird den Abteilungen auf Wunsch von der Zentrale übersandt.

Ausreise nach Südwest.

Mit dem Dampfer „Swakopmund" reiste am 18. Dezember ab Hamburg durch Vermittelung des Frauenbundes und mit Unterstützung der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Deutsch-Südwestafrika Fräulein Gertrud Schenk aus Berlin zu Herrn Farmer Kayser, Swakopmund.

Mit dem Dampfer „Feldmarschall" reisten am 29. Dezember ab Hamburg: Fräulein Martha Dittrich aus Ober-Schönweide zu Frau von Dewitz, Farm Otjundu; Fräulein Marie Schultheiss aus Frankfurt a. M. zu Herrn Betriebsdirektor von Puttkamer, Lüderitzbucht; Frau Helene König aus Bant (Wilhelmshaven) zu Herrn Materialienverwalter Stellmacher, Swakopmund; Fräulein Elise Fey aus Saaralben zu Herrn Baron X. de Schmid, Farm Otjihaenena; Fräulein Luise Wolter aus Münster i. W. zu Herrn Bezirksrichter Zurmühl, Windhuk.

Neugegründete Abteilungen.

Abteilung Sagan (68 Mitglieder).
1. Vorsitzende: Frau General Boemack,
2. Vorsitzende: Frau Rittergutsbesitzer Miessner,
Schriftführerin: Frl. E. Boemack,
Schatzmeisterin: Frl. A. Köhler,
Beisitzende: Frau Martha von Scheel.

Abteilung Bochum:
Vorsitzende: Frau Kommerzienrat Korte,
Schriftführerin: Frau Handelskammersyndikus Dr. Wiebe,
Schatzmeisterin: Frau Zahnarzt Zielaskowski.

Aus den Abteilungen.

Die Abteilung Göttingen veranstaltete am 4. Januar ihren ersten Fünfuhrtee, welcher sich einer überaus grossen Beteiligung erfreuen konnte. Frau Gräfin von Zech, Witzenhausen, hatte sich freundlicherweise bereit erklärt, während des Tees einiges aus ihrem Leben in Neu-Guinea zu erzählen. Voller Interesse hörten ungefähr 120 Damen und Herren den in fesselnder Weise vorgetragenen Schilderungen der liebenswürdigen Rednerin zu.

Da der erste Fünfuhrtee solch unerwartet grossen Anklang gefunden hat, hat der Vorstand der Abteilung beschlossen, von nun an jeden ersten Freitag im Monat einen solchen zu veranstalten. Die Abteilung hofft dadurch das koloniale Interesse immer noch mehr zu wecken und den Mitgliedern der Abteilung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu geben.

Wie kleiden wir uns in Südwest?

Als ich nach zweijähriger Ueberlegung mich zu dem Entschluss, nach Südwest zu gehen, durchgekämpft hatte, konnte ich von den entscheidendsten Gefechten im Feldzug Skizzen zeichnen, ich wusste, welche neuen Häuser in Windhuk gebaut waren und wie es mit den bisherigen bergbaulichen Erfahrungen stand; eine Frage machte mir jedoch Kopfzerbrechen: Was mitnehmen? Was anziehen? — Ich war nicht im geringsten darüber orientiert.

Als ich dann eingehende Erkundigungen von einer Dame einzog, die gerade aus Südwest zurückkehrte, war ich über die Auskunft sehr überrascht. „Im allgemeinen kleidet man sich drüben wie hier im Hochsommer", sagte sie, „aber man muss selbstverständlich auch warme wollene Sachen, also Wintergarderobe mitnehmen —"

„Wintergarderobe nach — Afrika?"

Es erschien mir fast wie ein Aprilscherz, aber heute habe ich diesen guten Ratschlag schätzen gelernt. Im Winter — Mai bis September — ist es oft empfindlich kalt, besonders morgens und nach Sonnenuntergang. Es ist ratsam, sich sorglich gegen diese Kälte zu schützen, zumal der Wechsel mit der heissen Mittagssonne leicht Erkältungen hervorruft. Es ist oft, als ob man in dieser Zeit zwei Jahreszeiten an einem Tage durchmacht. Mittags kann man in Batistkleidern gehen und abends sitzt man in einer wollenen Bluse im erwärmten Zimmer. Erst recht friert man im Winter auf der Pad ganz mörderlich, und ist man gezwungen im Felde zu übernachten, so sind ausser dem Schlafsack noch 3 bis 4 wollene Decken zum Schutz gegen die Kälte erforderlich.

In der wärmeren Jahreszeit ist eine leichte Sommerkleidung, wie man sie in Deutschland gewohnt ist, passend. Möglichst weisse und lichte Farben finde ich hübsch, denn, ich kann mir nun einmal nicht helfen, es ist in meinen Augen eine Stilwidrigkeit, unter der afrikanischen Sonne dunkle Farben zu tragen, ganz abgesehen davon, dass sie mehr Sonnenstrahlen aufsaugen und auch hinsichtlich des Staubes sehr wenig praktisch sind.

Als hübschesten Stoff für Südwest möchte ich Seidenbatist nennen, er ist immer duftig und zart und lässt sich ausgezeichnet waschen. In lichten Farben wie blassrosa, himmelblau, zartlila wirkt er besonders anmutig, aber trotz vorsichtiger Behandlung in der Wäsche verblassen diese Farben zu bald, namentlich himmelblau. Weiss ist dagegen immer wieder neu und schön. Daneben halte ich Pongé für empfehlenswert. Dieses leichte Seidengewebe zeichnet sich trotz seiner Zartheit durch grosse Haltbarkeit aus. Bezüglich der Farben gilt das Ebenerwähnte, ebenso für Mull und Organdy. Als etwas derbere Stoffe, besonders für Strassenkleider kommen Leinen, Piqué, Panama und Rohseide in Betracht. Leinen sitzt ausserdem sehr kühl am Körper. Alpaka ist hübsch, muss aber vorsichtig gewaschen werden. Atlas und Crêpe de chine schickt man zur chemischen Reinigung nach Deutschland. Für die kältere Zeit ist Wollmousseline sehr geeignet.

Für Farmersfrauen, die in der täglichen Kleidung mehr den Gesetzen der Zweckmässigkeit als Schönheit zu folgen gezwungen sind, sind einfacher Kattun und besonders Nessel sehr zu empfehlen. Beides Stoffe, die sich durch Billigkeit und unbegrenzte Haltbarkeit auszeichnen. Die Farmersfrau wird ohnedies Kenntnisse in der Selbstanfertigung von Kleidung besitzen müssen. Schneiderinnen sind hier rar und teuer und von einsamen Stationen aus meist nicht erreichbar.

Als Reitkleid empfiehlt sich Khakikord und Manchestersamt; leichtere Stoffe sind zu verwerfen, da sie binnen kurzer Zeit an den Dornbüschen in tausend Fetzen gehen. Ein geteilter Reitrock, mit Druckknöpfen zu schliessen, ist am praktischsten. Man trägt darunter eine gleichfarbige Reithose und Gamaschen. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über den Herrensitz. Gewiss hat er seine Gegner vom ästhetischen und hygienischen Standpunkt aus und doch hat er sich für afrikanisches Gelände als einzig zweckmässig erwiesen. Für Spazierritte kann man den Damensitz gelten lassen, für Dauerritte verbietet er sich von selbst.

Als Fussbekleidung nimmt man natürlich am besten naturfarbenes Schuhzeug etwas derber Art, wie Boxcalf. Chevreaux ist für Gesellschaftszwecke sehr schön, aber für den täglichen Gebrauch zu verwerfen. Man geht auf diesem klippigen Gelände wie auf Glas. Meine Stiefel besitzen eine etwa dreiwöchentliche Haltbarkeit und im günstigen Falle zeichnen sie sich dann noch durch eine Verfassung aus, die das Besohlen gestattet. Leichte Spangen- und Salonschuhe können, wenn man sie für die Strasse nimmt, zu Eintagsfliegen werden. Sie zerreissen wie Papier. Es empfiehlt sich, das Schuhwerk für Südwest 1—2 Nummern grösser einzukaufen, als in Deutschland.

Wäsche kann man gar nicht genug mitbringen. Luft und Sonne fordern herrisch ihren Tribut. Alles geht hier schneller den Weg der Vergänglichkeit.

Als Kopfbedeckung kommen die modernen Panamahüte und grosse leichte Strohgeflechte, Schäfer- und Florentinerhüte in Betracht. Wir kümmern uns wenig darum, ob zurzeit in Deutschland nach den Launen der Göttin Mode Biedermaier oder Direktoire getragen wird, hier ist ein grosser heller Strohhut, der genügend Schutz gegen den Sonnenbrand bietet und mit ein paar Blumen hübsch garniert ist, immer Mode. Die Verwendung der Straussenfeder, der uralten und doch nie altmodischen, steht naturgemäss im Flor; Straussenfedern kann hier unbesorgt auch das junge Mädchen tragen, wir sind ja im Lande, wo diese Federn wachsen.

Man kann sich natürlich keineswegs streng an die Mode halten, da diese immer erst ein dreiviertel Jahr zu spät zu uns kommt.

Zweckmässig für sehr heisse Sommertage halte ich auch das Empirekleid, das nie veraltet, aber nicht das hässliche Reformkleid, sondern das Königin-Luisekleid längstvergangener Tage, das Kleid, das unsere Urgrossmütter trugen. — Im übrigen kann man in Damenmode schwer Vorschläge machen, da hier nur der persönliche Geschmack entscheidet. Der eine schwärmt für englische Kleidung, Hemdenblusen, Kragen und Schlips, der andre für Spitzen und Volants. **G.**

Buschklatsch.

Kameruner Roman. Von Hans A. Osman.

(9. Fortsetzung.)



Er erinnerte sich jetzt auch, dass Vahl ihm gesagt hatte, hier unten am Flusse sei eine verlassene, grosse Faktorei. Sie war aufgegeben, weil sich der Handel dort nicht mehr lohnte. Von den Leuten, die damals hier sassen, lebte heute keiner mehr in der Kolonie, zwei sollten in der Nähe des Hauses begraben sein.

Hans ging auf das schöne, verschwenderisch gebaute Haus zu, das hinter den Palmen versteckt war. Der Verfall hatte es schon stark mitgenommen, hier und da fehlten die Fenster — die morsche Treppe knackte bedenklich, als er zur Veranda emporstieg. Im Haus selbst herrschte ein Geruch nach Ratten und Moder — es machte alles einen trüben, toten Eindruck. In dem einen Zimmer stand noch ein riesenhaftes, schöngemaltes Bettgestell, das hier wohl als wertlos zurückgelassen worden war.

Sinnend stand Hans davor, wer mochte hier schon alles drin gelegen haben, und vor seinen Augen stiegen die Erscheinungen der trotzigen, alten Batangalöwen empor, die vor Jahren hier wie die eigentlichen Herren und Konquistadoren gesessen hatten — hier in dem Bett waren sie wohl auch gestorben.

Von einem hatte ihm Vahl erzählt, dem hatte sein Freund, als er schon in den letzten Zügen lag, eine Sektflasche an den Hals gesetzt, und als er zu schwach war, um zu trinken, hatte der Freund gesagt: „Schafskopp, wenn Du nich wist — denn sup ich" und hatte ihm zugetrunken, der andere hatte noch einmal gelacht und dann hatte er sich plötzlich gestreckt und — es war vorüber. „Ja, ja", hatte Vahl trübsinnig gesagt, „das waren noch rauhe Zeiten, heute gibt's so was nicht mehr!"

Die „alte Zeit" — hier lag ein Platz vor ihm, der in die „neue" nicht mehr hineingepasst hatte und so langsam verfiel. Vergeblich suchte Hans nach den Gräbern — zwei Leute sollen ja hier begraben liegen — aber keine Spur war zu sehen. Nur die Fährten von Flusspferden waren im dicht wuchernden Aufwuchs, der den alten Faktoreiplatz bedeckte, zu finden — es wusste wohl heute niemand genau mehr, wo die Stellen waren, und doch lebte das Andenken an die Leute, die hier gelebt, fort in den Erzählungen der alten Küster, die um ihre Gestalten schon romantische Sagen, wie um die Helden der Vorzeit woben. Vorbei — vorbei.

Als Hans, nachdem er seine Mahlzeit, die aus Brot, harten Eiern und Aufschnitt bestand, verzehrt hatte, wieder an den Strand herunter kam, war das Kanoe schon fertig. Die Ruderer, 20 an der Zahl, standen daneben, bereit, sich hineinzuschwingen. Hans setzte sich auf den Stuhl in der Mitte — das Kanoe wurde ins tiefere Wasser geschoben, je zwei Boys setzten sich auf eine der nur handbreiten Bänke, so dass sie zur Hälfte auf der Bank, zur Hälfte auf der Bordwand balanzierten, dann stiessen sie in gleichmässigem Takte die etwa 1 Meter langen, lanzettförmigen Paddels ins Wasser, und der lange, schlanke Einbaum flog bald schwankend mit ungeahnter Schnelligkeit über das Wasser dahin. Der Kanoe-Headman, der im Stern sass und mit einem besonders grossen Paddel das Fahrzeug steuerte, begann einen eintönigen Gesang, die Mannschaft nahm den Refrain auf, nach dessen Takt gerudert wurde.

Die Vegetation an den Ufern hatte fast etwas Ueberwältigendes, hoher Urwald, an dem sich dichte Schlinggewächse emporgerankt hatten, die, wie ein grüner Vorhang herniederhängend, vor dem neugierigen Auge die Geheimnisse des ewigen Waldes verhüllten. Auf dem Flusse herrschte reges Leben. Eingeborene in winzigen Einbäumen zogen auf der breiten Wasserstrasse dahin, das vorüberfliegende Reisekanoe mit kurzem Zuruf begrüssend, wobei sie meist neugierige Blicke auf Hans richteten.

Die Leute machten alle schon einen recht kultivierten Eindruck, die Männer fast alle mit Hüten aller Formen, Strohhüten, Tropenhelmen, ja sogar harten Filzhüten; auch der übrige Anzug, häufig aus Jacke und Hose bestehend, liess verraten, dass sie wenigstens äusserlich den Segnungen europäischer verfeinerter Sitte ergeben waren. In Bibundi hatte man ihm gesagt, dass hier am Flusse zunächst Batangas, weiter aufwärts Fluss-Bakoko wohnten. Beide Stämme standen seit Jahrzehnten mit den Europäern in Verbindung — allerdings lautete das Urteil über sie nicht besonders günstig. Faul und verlogen, diebisch und betrügerisch sollten sie jeder andren Arbeit, als der des Händlers, abgeneigt sein.

Namentlich die Batangas, die in den Sümpfen des Njongdeltas sassen und dort hauptsächlich auf den Fischfang angewiesen waren, standen im Rufe übler Spitzbuben. Die einzige Beschäftigung, zu der sie sich ausser dem Handel herbeiliessen, war, dass sie sich als Bootsleute bei den Küstenfirmen verdingten.

Ab und zu wich der Urwald zurück, eine kleine Lichtung mit Eingeborenenhütten wurde am Ufer sichtbar. Einige kümmerliche Bananenpflanzen waren das einzige, was hier angebaut wurde, riesige Fischreusen, Netze und zahlreiche Kanoes am Strande zeigten, dass die Leute hauptsächlich vom Fischfang lebten. — Auf den Sandbänken im Flusse sassen weisse Fischreiher, die das Kanoe ruhig bis auf wenige Längen herankommen liessen und dann mit ein paar Sprüngen abstrichen, um sich auf der nächsten Sandbank wieder niederzutun. Hans bedauerte, dass er seine Büchse nicht mit hatte, die lag aber noch in Kribi auf dem Zollamte, man hatte ihm gesagt, dass er sich ruhig einige Zeit gedulden könne, die Herren nähmen sich dort mit der Erledigung derartiger Angelegenheiten die allerdenklichste Musse.

Allmählich wurde ihm das Sitzen im Kanoe doch ungemütlich — bei den schwankenden Bewegungen wagte er nicht, sich zu rühren, jeden Augenblick erwartete er, dass es Wasser nehmen würde, da es mit den Bordrändern nur etwa 15 cm über dem Wasser lag. Seine Glieder wurden nach und nach steif — die Boys gaben auf seine Fragen, wie lange die Fahrt noch dauern könnte, die widersprechendsten Antworten, bald sagten sie: „he be far little bit" (Es ist noch ein bisschen weit), einer der besonders gebildet war, behauptete, „he left two hours, we live for ketch Nsogakon beach" (noch zwei Stunden, dann sind wir in Nsogakon), derselbe sagte nach einer Stunde, dass es noch zwei und ein halbe Stunde wären, so ergab er sich schliesslich in sein Schicksal und versuchte zu schlafen. Aber die Sonne, die glühend herabsengte, so dass seine Hände schon rot verbrannt waren und ihn schmerzten, die schaukelnden Bewegungen und das ewige Geschrei der Ruderer liessen ihn nicht dazu kommen. Immer, wenn er eben eingenickt war, fuhr er wieder in die Höhe, irgend etwas hatte ihn aus der Ruhe gestört.

Auf einmal riefen die Boys: „Master, looksea horse be him" (Herr, sieh, ein Flusspferd!) Sie wiesen aufgeregt nach dem andern Ufer des etwa 300 m breiten Stromes — aber Hans konnte nichts erkennen. Endlich sah er zwei braune Gegenstände, die er für treibende Holzstämme hielt. Die Boys erklärten ihm, dass das Flusspferde seien. Auf seine Aufforderung, näher heranzufahren, weigerten sie sich aber energisch, da er keine Büchse hätte und mit Flusspferden nicht zu spassen wäre. Plötzlich kam Bewegung in die Massen da drüben, richtig, es waren zwei Flusspferde. Deutlich sah Hans, wie das eine den Kopf aus dem Wasser emporstreckte und herüberäugte, dann machte es ein paar plantschende Sprünge und trottete, gefolgt von dem zweiten, das steile Ufer empor, wo es im Dickicht verschwand. Das waren also die ersten Tiere der Wildnis, die er hier in der Freiheit gesehen hatte. Sein Jägerherz schlug höher. Hier schien wirklich noch edles Weidwerk möglich zu sein. Und unbekümmert um Hitze und Sonnenbrand setzte er sich im Stuhle hoch und liess seine Augen über den Fluss schweifen. Aber es war nichts weiter zu sehen. Nur an einer Stelle weiter oben, wo eine von den Eingeborenen verlassene Pflanzung am Ufer lag und wo das hohe Gras niedergestampft und zertreten wie gewalzt am Boden lag, sagten ihm die Boys, dass die Nacht vorher Elefanten hier gewesen wären.

Weiter und weiter ging die Fahrt — vorüber an einer kleinen Faktorei, die, in einer kleinen Lichtung liegend, einen verwahrlosten Eindruck machte. Hans fragte, ob hier ein Weisser sässe, aber die Boys sagten ihm, der einzige Weisse am Fluss wäre Mr. Finkermann, den Mr. Veldt in Nsogakon zurückgelassen hatte, während der Zeit, die er nach German gegangen sei.

Aus ihren Erzählungen entnahm er, dass der Herr Veldt eine ganz besondere Stellung einnahm, jedes dritte Wort beinah war Mr. Veldt — es schien ihm, als ob sie ihn für eine Art König und den eigentlichen Besitzer von Nsogakon hielten. Es musste ein merkwürdiger Mensch sein. Die Leute in Bibundi hatten allerdings von ihm mit wenig Liebe gesprochen, wenn sie auch anerkannten, dass er hier am Flusse einen kolossalen Einfluss unter den Eingeborenen hätte. Vahl hatte ihn vor ihm gewarnt, — er sei ein falscher, gehässiger Bursche, und er könne froh sein, dass er vorläufig nichts mit ihm zu tun hätte. Den andern kannte man wenig, da er, wie jetzt Hans, vor zwei Monaten nach kurzem Aufenthalt an der Küste nach Nsogakon gegangen war. —

Endlich, nach vierstündiger Fahrt, hörte man ein fernes Rauschen, die Boys erklärten ihm, das seien die Stromschnellen, an denen die Faktorei läge. Bis dorthin war der Fluss schiffbar. Aber es dauerte doch noch eine Viertelstunde, bis das Ziel der Fahrt erreicht war. Hinter einer Biegung des Flusses lag plötzlich auf dem linken Ufer eine weite Lichtung, auf der der Busch gerodet war. Regelmässige Bananenanpflanzungen, die den Plan bedeckten, verrieten, dass hier die Hand des Weissen tätig war, gegenüber, am rechten Ufer lag ein Europäerhaus mit mehreren Warenschuppen dahinter — also endlich Nsogakon.

Aber die Boys sagten, dass er sich noch ein wenig gedulden müsse: das sei auch nur eine Niggerfaktorei, Veldts Platz läge weiter oben.

Und nun tauchten sie ein letztes Mal mit scharfer Anstrengung die Paddels in den Fluss, das Kanoe sprang bei jedem Ruderstoss vorwärts, wie ein Rennpferd beim Finish, vorbei an der Pflanzung. Hans hätte gern einen genaueren Blick auf seinen zukünftigen Wirkungskreis geworfen, aber es blieb ihm wenig Zeit dazu, denn nach ein paar Minuten lag sie hinter einer vorgelagerten Insel. Das Donnern und Rauschen der Schnellen kam jetzt immer näher, der Strom schoss mit reissender Wucht dahin, weisse Schaumflocken tragend — und nun — nun lagen sie vor ihm, zwischen hohen, waldigen Ufern kamen die schäumenden Wassermassen über die Felsen herabgestürzt, zu weissen Staubwolken zerstiebend, wirbelnd und schäumend schienen sie sich da unten einen Moment von dem kühnen Sprunge zu besinnen — und dann schossen sie schaumgekrönt dahin.

Am rechten Ufer lag auf einer Anhöhe über den Fällen die Faktorei. Von hohen Bäumen beschattet, sah sie herab auf den Fluss, wie eine Lustvilla. Die sauber gehaltenen Wege, die zum Platze hinaufführten, vorbei an freundlich angelegten Rasenplätzen, gaben dem Platz ein wohnliches Ansehen. Hans sah seinen zukünftigen Wohnort mit einem Seufzer der Erleichterung an. Hier würde sich's schon leben lassen.

Nun legte das Kanoe hinter einem Felsenvorsprung, der eine Art Hafen bildete, an. Am Ufer stand ein langer, hagerer Mensch mit einem Spitzbart, der ihn höflich begrüsste, als er vollkommen steif, mit Mühe aus dem Kanoe kletterte. „Seien Sie willkommen, Herr Schlieben, ich bin durch Herrn Jenssen von Ihrer Ankunft benachrichtigt worden. Nun, Sie sind wohl etwas steif geworden? Ja, daran muss man sich als Afrikaner gewöhnen, Mir macht das gar nichts mehr — ich fahre stundenlang im Kanoe Na ja, für den Neuling ist's ja was anders.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

„Kasi uleia.“

Als im Jahre 1901 die Telegraphenleitung das etwa 300 Kilometer von der ostafrikanischen Küste entfernte Kilossa erreichte und mir die Verwaltung der dort neueingerichteten Telegraphen- und Telephonstation zu meinen vielen anderen Dienstobliegenheiten als Bezirksamtssekretär überantwortet wurde, war ich nicht wenig neugierig, welchen Eindruck diese neuzeitliche Schöpfung auf die im Urzustand befindlichen Eingeborenen wohl machen würde. Zu meinem nicht geringen Erstaunen nahmen die Schwarzen diese Errungenschaft des zivilisierten Europa recht gleichmütig entgegen. Das verdross mich eigentlich sehr, obzwar ich bezüglich der Indolenz unsrer farbigen Landesbrüder zu jener Zeit schon recht ausgiebige Erfahrungen besass. Ich beschloss darum, ihnen das Wesen der Telegraphie gelegentlich durch praktische Demonstration der treibenden Kraft zur physischen Wahrnehmung zu bringen,

um hierdurch ein intellektuelles Verständnis der Sache herbeizuführen. Eine gute Gelegenheit bot sich, als aus Anlass einer Steuerberatung eine grosse Anzahl der führenden Stammesoberhäupter aus unserm weitausgedehnten Bezirke auf der Station anwesend war. Nachdem ich einigen der Häuptlinge Gelegenheit gegeben, sich persönlich in ihrem Stammesidiom von Kilossa bis Daressalam telephonisch zu unterhalten und ich ihnen dabei als einzigen Ausdruck der Verwunderung nur das übliche „kasi uleia" — Europäerarbeit — zu entlocken vermochte, liess ich den Strom der aus 50 Trockenelementen bestehenden Batterie, nach Ausschaltung der Fernleitung, innerhalb des Amtszimmers zirkulieren und schraubte je ein Drahtende am Fernsprecher und am Morseapparat ein. Eine Anzahl der schwarzen Honoratioren liess ich alsdann durch Handreichen eine Kette bilden, an deren einem Ende ich mich selbst anschloss, während an dem anderen Ende mein europäischer Gehilfe das Schlussglied bildete. Wir beide nahmen mit der äusseren, freien Hand je ein Drahtende mit festem Griff und sofort begann der elektrische Strom durch unsere Körper mit starker Gewalt hindurch zu strömen. Die Wirkung auf unsre schwarzen Festgenossen überstieg alle gehegten Erwartungen. Zuerst nur erschreckte, gepresste Laute und langsames Niederducken, alsdann lautes Gebrüll und allgemeines Wälzen auf dem Fussboden des Zimmers! Zum grössten Gaudium der ahnungslosen, zahlreich anwesenden, übrigen Eingeborenen! Die Komik der Situation war wirklich überwältigend. —

Als sich die Gesellschaft von dem ausgestandenen Schreck wieder erholt hatte, erklärte ich ihr, dass es einer besonderen Kraft bedürfe, um das gesprochene oder geschriebene Wort in die Ferne und bis zur Küste zu tragen, jener Kraft, die sie nun im eigenen Körper verspürt und die ein Teil sei jener Kraft, mit welcher Gott seine „Himmelsbriefe" schriebe, mit der er Baum und Fels und oft auch den Menschen zerschmettere! Den Europäern sei es gelungen diese von Gott erzeugte Kraft zu bändigen, gefangen zu halten und zur Arbeit zu verwenden. Durch diese Kraft sparen wir die Kräfte des menschlichen Körpers, da sie uns gleich einem Sklaven Botschaften und Nachrichten befördere, so schnell und richtig, wie es kein Sklave jemals zu tun imstande sei! Nun war freilich das Erstaunen und die Verwunderung gross und es äusserte sich die offenkundige Gemütserregung durch reichliche „Aha's" und „Mhm's" und einer der Häuptlinge, der schmeichlerische Kingo aus Morogoro, erklärte ernsthaft, ohne einen Widerspruch der anderen zu finden: „Ihr Europäer seid Gott selbst, ihr macht alles zu euren Sklaven!"

Das vorgenommene Experiment hatte noch den praktischen Vorteil im Gefolge, dass die Eingeborenen die Telegraphenleitung fortab mit heiliger Scheu betrachteten und diese vor böswilliger Beschädigung durch viele Jahre absolut sicher war. Diese Scheu wurde den Leuten — zu ihrem Schaden — erst durch den grossen Medizinmann Bokero genommen, den Verkünder der unheilvollen Maji-maji-Lehre, gleichzeitig mit der Scheu vor den europäischen Gewehren! Im Aufstand 1905, den jene Lehre hervorbrachte, wurde dann, wie auch anderwärts, die Telegraphenleitung bei Kilossa auf kilometerlange Strecken durch die Aufständischen zerstört. *Otto Stollowsky.*

* * *

Schwarze Musik-Kapellen in Deutsch-Ostafrika.

Die Neger sind für Musik sehr empfänglich. Unsre deutschen Melodien fassen sie ungemein rasch auf. Angesichts dieser Tatsache ist es erklärlich, dass diejenigen Schwarzen, welche in eine Musik-Kapelle eintreten, dort in ver-

hältnismässig kurzer Zeit ganz erstaunliche Fortschritte aufweisen. In der Erlernung der verschiedenen Blasinstrumente zeigen sie viel Geschick, und die Noten, Tonarten und mannigfaltigen Vortragszeichen usw. bleiben ihnen keine Hieroglyphen. Manche Kapellen bilden sich aus jüngeren Knaben, die Lust zur Musik haben, zunächst Trommler, Pfeifer oder auch Signalhornbläser aus. Das Einüben der Konzertstücke in diesen Musikkapellen, die sämtlich noch nicht 10 Jahre des Bestehens hinter sich haben, bietet nach den Urteilen ihrer Leiter jetzt keine grossen Schwierigkeiten mehr.

Die grössten Musikkapellen sind naturgemäss da, wo die meisten Deutschen wohnen, also in Tanga und Daressalam. Die in Tanga befindliche Schülerkapelle zählt 45 Köpfe, während die zur Schutztruppe gehörige „Askarikapelle" aus etwa 30 Mann besteht. Eine kleine Askarikapelle gibt es in Iringa. Ferner besitzen Bagamoyo und Pengani Schülerkapellen in der Stärke von 20 Bläsern. In Kilwa ist eine Kapelle im Entstehen begriffen. Bei sämtlichen Kapellen handelt es sich nur um Blasmusik. Unsere Schwarzen würden wohl auch in der Streichmusik Tüchtiges leisten; jedoch empfiehlt sich in den Tropen die Gründung eines Streichorchesters nicht, da die Saiteninstrumente gegen das feuchtheisse Klima sehr empfindlich sind. Die Blasinstrumente werden durch besondere Schenkungen und Stiftungen von Freunden und Gönnern der Musik beschafft; die Opferwilligkeit ist immer gross. Die sonstige Unterhaltung wird zum grössten Teil ebenfalls aus freiwilligen Geldunterstützungen bestritten. Allmonatlich 3—4 mal finden Konzerte statt. Die Konzerte erfreuen sich immer zahlreichen Besuches — bringen sie



Die Schülerkapelle in Bagamojo.

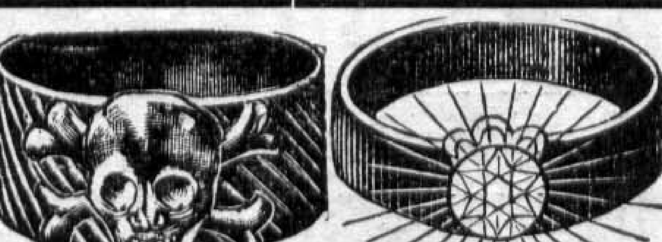














ja den musikliebenden Deutschen eine angenehme Abwechslung in die Einförmigkeit des Tropenlebens!

* * *

Amerika zuerst von Chinesen entdeckt?

Bekanntlich hat man Christoph Columbus den Ruhm der Entdeckung Amerikas mit Recht streitig gemacht, da es feststeht, dass schon lange Zeit vor ihm die Normannen mit ihren Wikingerschiffen ihre Reisen bis an die fernen Gestade der neuen Welt ausdehnten. Es scheint aber fast, als ob schon lange vor den alten Wikingern die Chinesen ihren Fuss auf amerikanischen Boden gesetzt hatten. Nach der „Monde Moderne" berichtet eine alte chinesische Chronik von einer solchen Reise, dass nämlich im Jahre 458 fünf buddhistische Missionare auszogen und in ein ungefähr 6500 Meilen von der ostasiatischen Küste gelegenes Land kamen, das der Beschreibung nach nur Mexiko gewesen sein kann. Der Berichterstatter dieser Reise ist ein Bonze namens Hui-Schen; das Schriftstück stammt aus dem Jahre 502 und fand sich im Archiv der Ljang-Dynastie. Das neue Land ist in ihm Fusang oder Fusu genannt, und in der Tat finden sich in Mexiko Anzeichen, die auf eine sehr alte Zivilisation des Landes durch die Chinesen hinweisen. So fand man eine Grabsäule, die einen Brahminen im vollen Ornat darstellt, einen Buddha, der mit gekreuzten Beinen auf einem von zwei Löwen getragenen Thron sitzt und andere Reste, die darauf hinzudeuten scheinen, dass wirklich in uralter Zeit die Chinesen den Weg zum fernen amerikanischen Gestade vor den Normannen und vor Columbus gefunden haben mögen.

* * *

Rätsel-Ecke.

b	d	h	a	m	m	u	Ort in Deutsch-Südwestafrika.
i	i	o	a	m	m	u	Etwas, was wir sehr nötig haben.
o	o	o	a	u	u	w	Ein Erdteil.
e	e	a	z	a	e	e	Ein berüchtigt. Bandenführer D.-Südwestafr.
k	k	k	a	r	r	r	Landschaftsmaler in den Kolonien.
l	l	g	a	r	r	n	Landschaft in Deutsch-Südwestafrika.
g	g	t	a	n	n	n	Stadt in Marokko.

Geschäftliches.

Die gegen Ende des Jahres 1908 von der „Agfa" (Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin) auf den Markt gebrachte „Agfa"-Blitzlampe zur Entzündung vermittels Schwedenhölz-

chen, die sich in kurzer Zeit schnell eine grosse Anzahl von Freunden warb, wird von der Firma nicht mehr verkauft, weil inzwischen ein neues Modell ausgearbeitet worden ist, das eminente Vorzüge gegenüber der seitherigen Ausführung aufweist. Die Entzündung erfolgt auf eine neuartige, völlig gefahrlose Weise vermittels pyrophoren Metalls bei denkbar einfachster Handhabung mit absoluter Sicherheit. Die Lampe ist in jedem Moment gebrauchsfertig, es bedarf keinerlei Vorbereitungen ausser dem Aufschütten des nach der „Agfa"-Blitzlichttabelle ermittelten Quantums „Agfa"-Blitzlicht. Hunderte von Zündungen können erfolgen, ehe eine Erneuerung des funkengebenden Metalls stattzufinden hat. Diese kann jeder Benutzer unter Aufwendung von 50 Pfennig mit Leichtigkeit selbst vornehmen. Auch das neue Modell der „Agfa"-Lampe ist von mässigem Volumen und Gewicht, so dass es bequem in der Kleidertasche mitgeführt werden kann. Dabei ist die Lampe elegant und stabil, weil ganz aus vernickeltem Metall angefertigt. Der Preis von 3,50 Mk. per Stück für Federauslösung mit Fingerdruck oder Fadenzug muss angesichts der zahlreichen wertvollen Eigenschaften der Lampe als äusserst mässig bezeichnet werden. Eine zweite Ausführung, die auch pneumatische Federauslösung gestattet, kostet 1,50 Mk. per Stück mehr inkl. Gummischlauch und Ball, sowie Fussgestell zur Benutzung als Stehlampe. Die neue „Agfa"-Blitzlampe bildet wieder eine wertvolle Bereicherung der photographischen Ausrüstung und wird sich bald Freunde verschaffen.

Gerold's Regenta-Zigarre ist eine Marke, die sich im Laufe der Jahre einen grossen Abnehmerkreis nicht nur in Deutschland, sondern auch Uebersee infolge der guten wohlschmeckenden Qualität erworben hat. Der Herr Carl Gust. Gerold, Hofl. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Berlin, Unter den Linden 24, hat infolgedessen nach Inkrafttreten der Tabaksteuer zwei weitere Gerold's Regenta-Zigarren in den Handel gebracht, die aus der altbewährten Qualität bestehen, nur kleiner im Formate sind. Die Preise für Gerold's Regenta sind 12, 13 und 15 Pfg. das Stück. In Deutschland sind die Regenta-Zigarren von dem Berliner oder Hamburger Haus zu beziehen, oder für Südwestafrika durch die Filialen Lüderitzbucht und Swakopmund mit dem erforderlichen Aufschlag von Zoll und Spesen. Da die Regenta-Zigarre vielfach nachgemacht worden ist, so ist der Name „Gerold Regenta" patentamtlich geschützt und tragen alle Kisten die Firma und als Schutzmarke die Quadriga.

Das höchste Ziel. Die wenigsten Menschen finden heute die Zeit, alles zu prüfen, was zum Erlangen eines Selbsturteils einer Prüfung bedarf. Wenn dies infolge der Wichtigkeit, die der betreffende Gegenstand für manchen besitzt, dennoch geschieht, so geht man sicher mit sehr hohen Erwartungen ans Werk. Schlimm sieht es aus, wenn dieselben nicht weit übertroffen werden, und namentlich bei Artikeln, für welche auch Reklame gemacht wird. Von diesen Gesichtspunkten aus muss der Wert der Anerkennungsschreiben, die über Annähdruckknöpfe Koh-i-noor vorliegen, gemessen werden. Worth, Drecoll, Paquin, Rediern, Doucet und mehrere andere der anerkannten Modekönige der Welt haben ihre Zufriedenheit mit denselben bezeugt, was sie bei getäuschten oder in mässigem Grade erfüllten Hoffnungen fraglos unterlassen hätten. — Annähdruckknöpfe — Koh-i-noor — sind auch die einzigen, die auf den bisher beschickten Ausstellungen die höchsten Preise erhielten. Nebst den Vorteilen der besten Qualität haben die sie verwendenden Ateliers und jeder andere die Möglichkeit, gegen Rückgabe der leeren Kärtchen, auf welchen dieselben befestigt sind, wertvolle Gegenstände gratis zu erlangen, über welche auf Wunsch der Firma Waldes & Co. — Metallwarenfabriken — Prag — Wrschowitz und Dresden-A. illustrierte Kataloge gratis und franko einsendet.

„Haut-Freund". Ein nicht fettendes, äusserst wirksames Schönheitsmittel, nur aus Pflanzenstoffen bereitet, verleiht dem Teint blendendes Weiss und volle Reinheit — keine Sommersprossen, keine Flecke mehr — erhält der Haut Reinheit, Jugendfrische und Schönheit. — Creme-Haut-Freund ist für 75 Pf. nur in Berlin von Franz Schwarzlose, Leipzigerstrasse 56 (Kolonnaden), zu beziehen.

Die Mode der grossen Damenhüte ist nach den uns vorliegenden Mode-Berichten immer noch steigend, immer grössere Formen tauchen auf und die Nachfrage nach den grossen Straussfedern ist stärker denn je. Es ist auch ein zu schöner Schmuck für unsere Frauen, dabei ist eine gute Straussenfeder immer das beste und vorteilhafteste. Eine Straussenfeder in schwarz kann ebensogut eine junge wie eine ältere Dame tragen zum frohen Fest als zur Trauer, und wenn sich die Dame als Mädchen eine weisse Feder leistet, so lässt sich dieselbe nach Jahren schwarz färben, es ist also nur eine Ausgabe fürs ganze Leben. Die Dresdner Firma H. Hesse, Scheffelstr. 11, betreibt den Versand direkt an Private als Spezialität.



Kraftlose Nerven.

Man hat mit Recht das Nervensystem mit einem Netz elektrischer Leitungen verglichen, durch welches die verschiedenen Organe zum Funktionieren gebracht werden. Die schönste elektrische Leitung nützt aber nichts, wenn sie „stromlos“ wird, d. h. wenn die elektrische Kraft ausbleibt. Sie ist dann nur ein armseliges Stück Draht, ohne Zweck und Nutzen.

Auch das Nervensystem kann „stromlos“ werden, die Nervenkraft kann abnehmen, kann ganz vernichtet werden.

Die Folgen sind entsetzlich.

Nervosität, Neurasthenie, Neuralgie, gekennzeichnet durch Mattigkeit, Kopfschmerzen, Empfindlichkeit gegen Geräusche, Reizbarkeit und üble Laune, besonders des Morgens, Zittern der Hände, Schlaflosigkeit, Gedächtnisschwäche, Angstgefühl, auch Unsicherheit beim Sprechen, Zuckungen der Muskeln und Glieder, Epilepsie, bohrende Schmerzen ohne Geschwulst, Ischias, Impotenz, Trunksucht, Neigung zu Ausschweifungen, Verdauungsstörungen, Melancholie und viele andere Beschwerden stellen sich ein.

Unter normalen Verhältnissen genügte die gewöhnliche Zufuhr von Kraft, um das Nervensystem hinreichend mit Energie zu versorgen. In der erschöpfenden Hast des modernen Erwerbs- und Gesellschaftslebens genügt aber die auf langsamen Verbrauch berechnete Versorgung nicht mehr, es treten ganz aussergewöhnliche Ansprüche an das Nervensystem heran, und wenn dasselbe nicht entsprechend besser mit Kraft versorgt wird, so versagt es, der Lebensprozess wird gestört und stockt.

Schnelle Hilfe tut dringend not.

Man muss die ermatteten, abgespannten, überarbeiteten Nerven durch Kraftmittel stärken und stählen, **und ein gutes, weil natürlich und schnell wirkendes Mittel, ist unsere Nerven-Nahrung „Visnervin“.**

Das bekannte chemische Untersuchungs-Laboratorium von Dr. Lebbin, Berlin, sagt:

. . . . „Neben diesen, dem Präparat einen hohen Nährwert verleihenden Bestandteilen enthält das „Visnervin“ wesentliche Mengen von Lecithin, jener organischen Phosphorverbindung, welche anerkanntermassen zu den funktionell wichtigsten Stoffen des tierischen Organismus zählt. Lecithin befindet sich in fast allen tierischen wie pflanzlichen Zellen, vor allem im Gehirn und in den Nerven. Da ihm in erster Reihe die Aufgabe zufällt, die für das Zelleben nötigen phosphorhaltigen Zellbestandteile aufzubauen, so besitzt das Lecithin hohe physiologische Bedeutung für die Entwicklung und das Wachstum des menschlichen Organismus, sowie für die Ernährung des Nervensystems.

Da in „Visnervin“ eine rationelle Vereinigung der oben angeführten Nährstoffe mit dem Lecithin erzielt ist, so ist dieses Präparat als

ein vorzügliches Nerven-Nähr- und Kräftigungsmittel

zu bezeichnen, welches auf Grund seiner chemischen Zusammensetzung in hohem Masse geeignet erscheint, den Gesamtstoffwechsel im Organismus anzuregen, der Erhaltung und Förderung des Kräftezustandes, sowie der Ernährung und Stärkung des gesamten Nervensystems zu dienen und einen Ersatz der verbrauchten Nervenzellen herbeizuführen.“

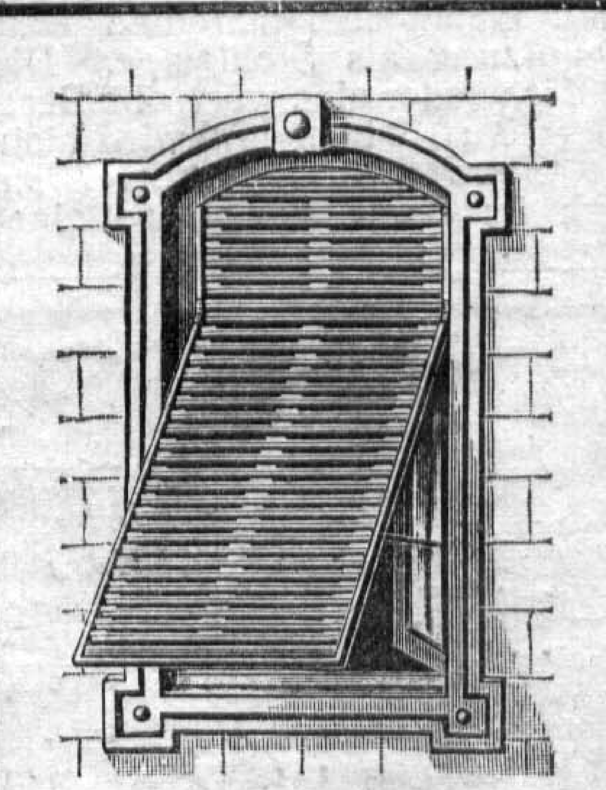
Wie es wirkt, das sehen Sie aus unserer Broschüre über Nervenleiden, die auch sonst noch zahlreiche, für jeden Nervenleidenden wichtige Aufklärungen enthält. Sie können es aber auch aus den Ergebnissen eines kostenlosen Versuches, den wir Ihnen ermöglichen, ersehen.

Ganz umsonst eine ausreichende Probe.

Wir senden Ihnen die wichtige Broschüre: „So bekämpft man Nervosität, Neurasthenie, Nervenschwäche mit Erfolg“, sowohl als auch eine für einen ersten Versuch genügend grosse Probe „Visnervin“ ganz gratis, wenn Sie uns darum schreiben. Sie sollen selbst urteilen, sich selbst überzeugen. **Wir garantieren laut unserem besonderen Garantieschein.** Verlangen Sie einfach per Postkarte **heute noch** die kostenfreie Probe nebst Broschüre.

Dr. Arthur Erhard, G. m. b. H., Berlin 35/O.17.

Kostenlos
Wasser Kraft Licht
nur durch meine patent.
Continental
Stahl-Windturbinen
absol. sturmsicher, billig, grösst. Leistungsfähigkeit
Wasserleitungen für Gemeinden u. Private.
Üb 5000 Anlag ausgef.
Ausführliche Kataloge direkt von
Carl Reinsch, Hof-lief. Dresden-N. 17
— Gegr. 1859 —
Tausende Referenzen. 55 höchste Auszeichnungen.



Rollwände- und Jalousienfabrik

C. Behrens
Hannover 4.
BERLIN:
Warschauer Strasse 8.
KÖLN:
Rheinau-Strasse 6.
— Illustrierte Prospekte! —

Karl Krause, Leipzig
Papier-Bearbeitungs-Maschinen

Jagd-Büchsen
Streifenlader und Rahmenlader
in best. Ausführung und mit höchster Schussleistg. liefert **als Spezialität**
C. G. Haenel, Gewehrfabr. **Suhl,** Thür. Man verlange illustr. Preisliste.



Garantie für Güte. Preisliste frei.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

Fabrikation aller Arten von
Briefumschlägen
Visit-Goldschnittkarten u. Trauerpapieren
Emmel & Schöller, Merken b. Düren, Rhld.



Deutsche Ost-Afrika-Linie

Hamburg-Afrikahaus.

Regelmässiger Reichspostdampferdienst nach

Ost- und Süd-Afrika

Nach Ost-Afrika alle 3 Wochen durch den Suez-Kanal (Reichspostdampfer) und alle 6 Wochen mittels Frachtdampfer.
Nach der Kapkolonie alle 3 Wochen (Reichspostdampfer).
Nach Durban und Delagoa Bay alle 10/11 Tage abwechselnd durch den Suez-Kanal und um das Cap der guten Hoffnung (Reichspostdampfer).

Vergnügungsreisen

von **Hamburg, Rotterdam, Southampton** nach **Lissabon, Marokko, Marseille, Neapel, Aegypten** und vice versa.

von **Hamburg, Antwerpen, Southampton** nach den **Canarischen Inseln** und vice versa.

Nähere Nachrichten wegen Passage und Frachten erteilt
Deutsche Ost-Afrika-Linie in Hamburg, Afrikahaus.
Vertreter in Berlin:
Max Adler, NW. 7, Neustädtische Kirchstrasse 15.

VERLANGEN SIE
LEONAR PHOTO ARTIKEL
GOLDENE MEDAILLE DRESDEN 1909
LEONAR-WERKE — WANDSBEK.

Selbstladepistole Schwarzlose

Modell 1909. * Patentiert in allen Industriestaaten. * Kaliber 7,65



Automatische Sicherung durch Entspannung der Schlagfeder.
Bestes Material.
Gewicht 0,530 kg.
Grösste Einfachheit in der Konstruktion.
7 Patronen im Magazin.
Vorwärts gehender Lauf.
In allen Teilen maschinell auswechselbar hergestellt.
Länge der Waffe 140 mm.
Länge des Laufes 105 mm.

Bei einem Kaliber von 7,65 hat die Pistole erheblich kleinere Form als die anderen Modelle mit gleichen Patronen. Sie steht somit zwischen den sonst üblichen Pistolen mit den Kalibern 6,35 und 7,65.

A. W. Schwarzlose G. m. b. H., Berlin NW. Levetzowstrasse 23
General-Vertrieb für Deutschland:
G. C. Dornheim G. m. b. H., Berlin, Köln a. Rh., Leer i. Ostfriesland, Lippstadt, Magdeburg, Suhl.
Erhältlich in allen Waffenhandlungen und Büchsenmachereigeschäften.

Herausgeber: Eduard Buchmann; verantwortlich für die Schriftleitung: Rudolf Wagner; für den Anzeigenteil: Richard Karte, sämtlich in Berlin.
Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften G. m. b. H., Berlin W. 66, Wilhelm-Strasse 45. — Druck: Linden-Druckerei- u. Verl.-Ges. m. b. H., Berlin SW. 68.